

## 6. Das frühe FFGZ

---

Im Rahmen dieses Kapitels steht das FFGZ in seinen Anfängen im Vordergrund der Betrachtung. Bevor in den Kapiteln 7 und 8 die weitere Entwicklung der Gruppe und des Projektes vorgestellt wird, richtet das vorliegende Kapitel den Blick auf die Anfangszeit der Gruppe. Die Gründung der Gruppierung ›FFGZ‹ geht auf die Arbeiten der Gruppe zur Abtreibungs- und Verhütungsberatung (AVB) des West-Berliner Frauenzentrums der frühen 1970er Jahre zurück, die bereits in Kapitel 5 vorgestellt wurde. Das Frauenzentrum diente als zentrale Anlaufstelle für interessierte Frauen und wurde kollektiv organisiert von engagierten Frauen. Es wurde als Ort genutzt, in dem frauenpolitisch aktive Gruppen themenspezifische Schwerpunkte für die feministische Szene der Stadt anbieten konnten. Die dort aktive AVB-Gruppe bot in den frühen 1970er Jahren Abtreibungs- und Verhütungsberatung an, eng orientiert an den Vorarbeiten der Gruppe *Brot u. Rosen*. Deren Ansatz, ein eigenes Rechercheprojekt zu Frauen, Medizin und gesundheitlicher Versorgung aus frauenpolitischer Perspektive zu entwickeln, war bereits in das Frauenhandbuch Nr. 1 gemündet, das ab 1972 die Runde machte in der feministischen Öffentlichkeit der Bundesrepublik. Die Sprechstunde von *Brot u. Rosen* bot wichtige lokale Informationen für Frauen, die ungewollt schwanger waren. Hierzu zählte etwa, wie sie einen Abbruch ihrer Schwangerschaft erwirken konnten, welche Anlaufstellen ihnen dafür zur Verfügung standen und was sie dabei beachten sollten. *Brot u. Rosen* versuchten die Frauen, die in die Sprechstunde kamen, zu politisieren. Allerdings beklagte die Gruppe, dass die Frauen, die zur Beratung kamen, eher eine konsumierende Haltung einnahmen, indem Sprechstundenangebote aufgesucht und Informationen mitgenommen wurden, so dass aus Sicht der Gruppe zu selten ein politisierender Effekt eintrat. Dies wurde bereits im vorangegangenen Kapitel geschildert.

Die Arbeit und das Engagement sämtlicher Kreise des Frauenzentrums West-Berlin waren geprägt durch viele Stunden unvergüteter Mühen bei hohem Zeitaufwand. Dies galt für die Gruppe *Brot u. Rosen* oder die spätere Gruppe der AVB genauso wie für die Aktivistinnen anderer Gruppen. Für die Anfänge der Gruppe des FFGZ Berlin, die sich zu Beginn ihrer Gruppenfindung ebenfalls im Frauenzentrum traf und dort allmählich ähnliche Recherche- und Beratungsangebote umsetzte, ist dies besonders relevant, da es noch auf Jahre die gemeinsame Arbeit prägen sollte. Die Gruppe, aus der sich das FFGZ Berlin entwickelte, begann bald eigene Räumlichkeiten zu suchen, da das Frauen-

zentrum als Sammelplatz der Initiativen für nicht dauerhaft geeignet befunden wurde, um dort die eigene Arbeitsweise zu verstetigen. Auch als sich die Gruppe schrittweise vom Frauenzentrum löste und nach eigenen Räumlichkeiten suchte, blieb das Narrativ der vielen Arbeitsstunden unbezahlter Arbeit zunächst bestehen. Ab 1974 hatte sich die Gruppe regelmäßig getroffen und war schnell in die verschiedenen Themenbereiche zwischen Beratung zu Abtreibung und Verhütung als auch in die Recherche zu medizinisch-pharmazeutischen Sachverhalten oder die Suche nach Alternativmethoden und die Entwicklung von Selbstuntersuchungskursen eingestiegen. Die Tätigkeiten waren inspiriert und stark beeinflusst durch die US-amerikanische Frauengesundheitsbewegung, die in vielerlei Hinsicht als ›größere Schwester‹ wahrgenommen und kontaktiert wurde.

Die Veröffentlichungen des *Boston Women's Health Collective* hatten einen deutlichen Einfluss auf der Ebene der Publikationsformate, die von der West-Berliner Gruppe erarbeitet wurden, wie dies schon bei *Brot u. Rosen* der Fall gewesen war. So erschien, aus der FFGZ-Gruppe heraus, die ›Selbsthilfemappe‹ (FFGZ Berlin 1976), die inhaltlich auf Techniken der Selbstuntersuchung fokussiert war und sich stark den Arbeiten des *Boston Women's Health Collective* anglich. Parallel hierzu nutzten die FFGZ-Frauen auch die Flugblätter und Handreichungen der *Self-Helpers* und absolvierten vereinzelt Hospitationen oder Praktika in den US-amerikanischen *Feminist Women's Health Centers* (vgl. ›Hexengeflüster‹ 1975: 107–124). Drei Stränge der eigenen Arbeitsweise waren prägnant für das FFGZ West-Berlin: erstens die Orientierung auf Publikationen für die frauenbewegte Binnenöffentlichkeit, um dort Aufklärungsarbeit zu leisten und Diskussionen zu befördern; zweitens die Fokussierung auf die Bestärkung von Individuen durch Selbstuntersuchung und Selbsthilfepraktiken; und drittens die Auseinandersetzung mit weiterführenden Politiken zur Frauenbefreiung, was Öffentlichkeitsarbeit, Kongresse und transnationale Kollaborationen einschloss. Für alle drei Aktionsstränge war die profunde Recherche zu medizinisch-pharmazeutischem Fachwissen, zu alternativen Heilpraktiken und staatlich organisierter Gesundheitsversorgung notwendig, mit der sich die Aktivistinnen gemeinsam in Spezialgebiete von Fachwissen einarbeiteten.

Die Aktivitäten zu Publikationen und Öffentlichkeitsarbeit umfassten neben der Auseinandersetzung mit dem medizinischen Versorgungssystem aus frauenpolitischer Perspektive heraus auch eine heute fast vergessene Diskussion um die Gründung von ›feministischen Betrieben‹. Die ersten eigenen Publikationen der FFGZ-Frauen und ihres Umfeldes wurden im Selbstverlag veröffentlicht, allen voran das Buch ›Hexengeflüster‹ (1975) und in einem nächsten Schritt die eigene Zeitschrift ›*Clio*‹, die ab 1976 als regelmäßig erscheinende Veröffentlichung hinzu kam. Bald hierauf gründete eine zentrale Aktivistin der Anfangszeit des FFGZ Berlin einen Frauen-Verlag, der neben anderen frauenbewegten Buchverlagen die feministische Szene der Bundesrepublik für viele Jahre prägte.

Im Jahr 1977 fand die Gruppe eigene Räumlichkeiten außerhalb des Frauenzentrums und mietete diese an, um sich als erstes feministisches Frauengesundheitszentrum der Bundesrepublik eigenständig zu machen. Gerade angesichts dessen, dass das Mitwirken der Aktivistinnen dort durch viele Stunden unvergüteter Arbeit geprägt war, wurde in jener Zeit der ersten Eigenständigkeit die Debatte um ›feministische Betriebe‹ in der Gruppe geführt. Auch die Frage, ob das FFGZ Berlin ein solcher Betrieb sein sollte, stand

mitten in einer langjährigen Kontroverse. Eine Auseinandersetzung um Gelder und die Notwendigkeit des Verfügens über eigene finanzielle Mittel war ab 1977 mit der Existenzweise als Gesundheitszentrum unausweichlich.

Der thematische Fokus auf eigene finanzielle Mittel kam aus dem engen Kontakt zu den US-amerikanischen *Feminist Women's Health Centers*, wo die Bildung ›feministischer Betriebe‹ in den Jahren zwischen 1973 und 1983 im Fokus stand (vgl. Quest 1974: 27–36). Aus jener Vernetzung und Beeinflussung heraus entstand im erweiterten Umfeld des FFGZ Berlin 1976 die Broschüre ›Sterntaler – Feminismus und Geld‹, die von einer Aktivistin des FFGZ und einer Aktivistin des Frauenbuchladens ›Lilith‹ (ebenfalls West-Berlin, Kantstraße<sup>1</sup>) herausgegeben wurde (vgl. Ewert/Meyer 1976). In diesem Buch wurden die damaligen Diskussionen, die in den USA geführt wurden, ins Deutsche übersetzt und versucht für deutschsprachige Kreise zugänglich zu machen. Bei Ewert und Meyer finden sich alle Argumente für die Gründung von ›feministischen Betrieben‹ nach US-amerikanischem Vorbild jener Zeit.<sup>2</sup> Die Begründung verlief innerhalb der Publikation ›Sterntaler‹ entlang der Hauptargumente: ›finanzielle Mittel‹ – bedeuten ›Handlungsfähigkeit‹ – daraus folgt ›Autonomie‹:

»Geld bedeutet die Möglichkeit zum Leben und die Möglichkeit zur Macht. Beides brauchen wir, als Einzelne und als Bewegung, um die herrschenden Machtverhältnisse angreifen zu können. Wir müssen erkennen, dass ein systemsprengender Feminismus, der eine Veränderung der patriarchalisch-kapitalistischen Bewusstseinsstrukturen anstrebt, auch die Veränderung kapitalistisch-materieller Machtverhältnisse einbeziehen muß; d.h. Geld muß zum Gegenstand feministischen Interesses werden.« (Ewert/Meyer 1976: 1; Rechtschreibung i. Or., S.B.)

Durch eigenständig erwirtschaftete finanzielle Mittel, so die Aussage, könnten feministische Betriebe ihre eigene Existenz dauerhaft sichern und behaupten, was Handlungsfähigkeit erzeuge und die Autonomie von derartigen Frauenprojekten stütze, sowie schließlich zu autonomen – selbstbestimmten – Frauen führe. Syntax und Vokabular der argumentativ geschichteten Sätze erinnern stark an den Duktus der Publikationen aus US-amerikanischen *Self-Help*-Kreisen der 1970er Jahre. In ›Sterntaler – Feminismus und Geld‹ kommen bei zwei von drei Aufsätzen Frauen zu Wort, die aus dem unmittelbaren Umfeld der *Feminist Women's Health Centers* kamen: Coletta Reid und Frances Hornstein. Hornstein war im Los Angeles *Feminist Women's Health Center* aktiv und Reid bei *Diana Press* – einem Unternehmen, das gemeinsam mit dem Oakland *Feminist Women's Health Center* und *Olivia Records* (einem frauenbewegten Schallplattenlabel) in den späten 1970er Jahren ein ökonomisches Verbundprojekt darstellte und Teil des *Feminist Economic Network* (FEN) war.

Die Argumente von Ewert und Meyer in ›Sterntaler‹ sind fast wortwörtliche Übernahmen der US-amerikanischen Argumente, die in der Veröffentlichung ins Deutsche übersetzt sind. Sie schrieben in Manifest-Manier:

1 Vgl. auch Reichardt (ebd. 2014: 605–620).

2 Die Argumente, die in der Publikation zu finden sind, lassen auch die Diskussion innerhalb des FFGZ Berlin retrospektiv ansatzweise deuten.

»Wir können nicht länger unsere Existenz an Männer oder männerbeherrschte Institutionen und Unternehmen binden und in zwei Freizeitstunden pro Woche gegen diese Abhängigkeiten ankämpfen. Wir müssen uns klar darüber sein, daß wir, auch wenn wir in gehobenen Positionen, als Heimleiterin oder Dozentin bspw., unseren Lebensunterhalt verdienen, weiterhin abhängig ausgebeutet und machtlos sind.« (Ewert/Meyer 1976: 1)

Diese Argumentation reflektiert die vielen Stunden unbezahlter Arbeit im Ehrenamt und plädiert dafür, dass die Aktivistinnen, statt sich zwischen Erwerbsarbeit und politischer Arbeit aufzureiben, die politische Arbeit mit vergüteter Arbeit kombinieren durch die Gründung von eigenen Betrieben. Dass hierin zwar Unternehmergeist, doch eine grundlegend antikapitalistische Haltung liegen sollte, wird im selben Atemzug unterstrichen:

»Wir müssen mit unserem feministischen und antikapitalistischen Bewußtsein<sup>3</sup> unsere eigenen feministischen Unternehmen aufbauen, damit die Diskrepanz zwischen Bewußtsein und Realität nicht unerträglich wird, und damit wir eine Ausgangsbasis haben für die Schaffung eines neuen Wertesystems, in dem das Geld nicht mehr als einzige Determinante für jegliche Wertvorstellung funktioniert. Eine feministische Theorie eines neuen ›relativen‹ Wertesystems sollte die utopische Vorstellung der Abschaffung des Geldes haben. Sie müßte die männerbeherrschten und konsumorientierten Bedürfnisüberlagerungen von uns Frauen analysieren und versuchen eigentliche Bedürfnisse abzugrenzen, die dann Bausteine einer neuen Frauenkultur werden können.« (Ewert/Meyer 1976: 1f.; Rechtschreibung i. Or., S.B.)

Hier geht es um die Möglichkeit einer Emanzipation durch Abbau von Abhängigkeiten. Um Abhängigkeiten möglichst gering zu halten und den Spielraum der Aktion frauenbewegter Projekte so groß wie möglich zu gestalten, so die Argumentation, würden eigenständig erwirtschaftete Gelder benötigt. Diese Argumentationsweise, die zunächst noch entkoppelt bleibt von der eigenen Arbeit im FFGZ Berlin, deutet doch eine Diskussion um die mögliche Ausrichtung des Zentrums an. Denn die ›*Feminist Women's Health Centers*‹ der USA hatten konkrete finanzielle Einkünfte durch die von ihnen unterhaltenen Abtreibungskliniken. Ein solches Konzept wurde für das FFGZ Berlin zumindest diskutiert, wenn es auch nie umgesetzt wurde.

Doch Ewert und Meyer touchierten auch die Grundsatzdebatte um Frauenarbeit und deren gesellschaftlicher Entwertung, die im FFGZ Berlin, wie auch in vielen frauenbewegten Projekten, Thema war. Die viele ehrenamtliche Arbeit von frauenbewegten Kreisen kam, so die Analyse, schließlich der Gesamtgesellschaft zugute, da sie zusätzlich zur bereits geleisteten Frauenarbeit noch unvergütet ehrenamtlich erbracht wurde, während die bis dahin bestehenden Gefüge durch Frauen wie selbstverständlich erhalten wurden.<sup>4</sup> Die Autorinnen fassen diesen Konflikt zusammen:

- 3 In der Argumentation bleibt unbenannt, wie die Kritik von Kapitalismus genau ausgelegt und begründet wird und welche Konzepte dem entgegengesetzt werden. Was genau die eigene Vorgehensweise als eine anti-kapitalistische kennzeichnen sollte, wird daher offengelassen.
- 4 Dass diese Diskussionen auch aktuell sind und keinesfalls für überholt oder überwunden befunden werden, zeigt die noch immer anhaltende Auseinandersetzung um Haus- und Sorgearbeit,

»Wir sollten z.B. bedenken, daß wir Frauen bisher in erster Linie etwas für andere getan haben und es anscheinend bisher unser ureigentliches Bedürfnis war, unsere Ehemänner, Kinder, Freunde oder die uns beschäftigenden Unternehmer zufriedenzustellen, weil nämlich einzig und allein daran unser Wert gemessen wurde. Deshalb sollte sich unser neuer ›relativer‹ Wertemaßstab daran orientieren, ob wir etwas für uns selbst und für unsere Zukunft tun.« (Ewert/Meyer 1976: 2)

Die Verbindung von politischem Engagement und Erwerbsarbeit bedeutet in dieser Darstellung einen Ausgleich und eine Harmonisierung getrennter Lebensbereiche, bei denen das Privatleben außerhalb von Erwerbsarbeit und politischem Engagement ebenfalls positiv eingebunden werden könne. Dies wird gleichsam überzeichnet in ein Rückerobern von enteigneten Lebensgütern:

»Die Arbeit in einem feministischen Betrieb stellt also für uns einen ungeheuren Wert dar: Wir können dieser Gesellschaft, die uns unterdrückt, unsere Arbeitskraft verweigern und statt dessen Zeit und Energie für die Veränderung unseres Lebens einsetzen.« (Ewert/Meyer 1976: 2; Rechtschreibung i. Or., S.B.)

Dabei wird auch auf den Stand der Diskussion innerhalb der feministischen Bewegung Bezug genommen, bei der die Kritik an zu geringer Entlohnung von Frauenarbeit sich offenbar auf den Erwerbsarbeitsmarkt fokussiert hatte, während die Ehrenamtsarbeit bis dahin noch nicht im Fokus der Kritik gestanden hatte. In der Broschüre von Ewert und Meyer wird dies nun problematisiert, insbesondere auf die vielen unvergüteten Arbeitsstunden bezogen, die dem Gesamtprojekt Frauenbewegung zugeführt werden. Dass dies nur wenigen Frauen auf Dauer möglich ist, wird von den Autorinnen im besonderen Maße problematisiert, da dies bedeutet, dass Privilegienverteilung unter Aktivistinnen zur Trennwand wird:

»In der Frauenbewegung sind wir uns darüber einig, daß Frauen nicht unbezahlte Arbeit leisten sollen. Wir haben jedoch noch keine Einigkeit darüber erzielt, daß Frauen, die ihre Arbeitskraft für unsere feministischen Ziele einsetzen, ebenfalls bezahlt werden. Das bedeutet, daß Frauen z.Z. Unmengen von Stunden unbezahlt Frauenarbeit leisten. Dadurch wird die Frauenarbeit aber grundsätzlich zu einer Sache für privilegierte Frauen, denen ihre Arbeit in männerbeherrschten Institutionen und Unternehmen, ihre sie unterhaltenden Väter und Ehemänner genügend Zeit und Energie lassen, um dies tun zu können.« (Ewert/Meyer 1976: 3, Rechtschreibung i. Or., S.B.)

Hier wird deutlich, dass sich ein grundlegendes Dilemma eröffnete für die Arbeit in frauenbewegten Kreisen, denn die Frage stellte sich weniger, ob es das Ziel sein sollte, Gelder für Frauen zur Verfügung zu haben, als vielmehr die Frage wie dieses Ziel zu erreichen sei. Mit einer Negierung von eigenen finanziellen Mitteln ließ sich die Problem-Ebene nicht ausreichend bearbeiten.

---

die in der gegenwärtigen Geschlechterforschung Gegenstand ist (vgl. u. a. Müller et al. 2013; Speck 2014).

Für das frühe FFGZ Berlin muss dies für die 1970er Jahre zumindest als eine einflussreiche Diskussion anerkannt werden. Die beiden Aktivistinnen, die zur frühen ersten Phase des FFGZ für die vorliegende Arbeit interviewt wurden, stehen beispielhaft hierfür mit ihren Aktivitäten aufgrund derer sie sich aus dem FFGZ schrittweise zurückzogen. Zunächst waren sie beide rege aktiv in der Gruppe, die die ersten Publikationen erstellten – die eine als Soziologin federführend, die andere als Künstlerin mit Illustrationen und Layout-Expertise. Beide transportierten in der Befragung die Begeisterung der Anfangszeit, die sich für die Aktivistinnen bestärkend und belebend auswirkte. Doch beide zogen sich ab 1977 aus dem Engagement im FFGZ zurück, um sich eigenen Kleinbetrieben und anderer Laufbahn zu widmen.

Aktivistin A2 gründete beispielsweise in den 1970er Jahren gemeinsam mit zwei engen Freundinnen ein ›Szene-Café‹ der alternativen Kreise West-Berlins (›Café Janis‹) – eines der ersten dieser Art vor Ort –, das den Querschnitt der alternativen Szene als Kundinnen und Kunden anzog.<sup>5</sup> Der Ansatz des feministischen Betriebes, der als Dreiergruppe in Form eines Cafés begründet wurde, war nicht zufällig, sondern steht neben dem Verlag, den A1 gründete, für die Form der Aktion, die einige Frauen des FFGZ Berlin aus eben jener Diskussion um feministische Betriebe ableiteten. Ewert und Meyer verwiesen 1976 dezidiert auf diesen Punkt, indem sie konstatierten:

»Die Arbeit in feministischen Betrieben wird für uns in zweierlei Hinsicht bedeutungsvoll: 1. Sie ermöglicht uns eine nicht entfremdete und nicht ausgebeutete Arbeit zu einer an einem vernünftigen Lebensstandard gemessenen Entlohnung. 2. Sie bietet uns die Möglichkeit, jenseits von bürgerlichen, kapitalistischen Anerkennungs- und Sicherheitsnormen unsere Existenz mit unserer politischen Überzeugung zu koppeln, ja sie für sich gegenseitig einzusetzen.« (Ewert/Meyer 1976: 3f.)

Doch bei der Kopplung von politischem Engagement und Erwerbsarbeit bleibt ein Problem bestehen, das hierbei nicht entsprechend thematisiert wird. Denn auch bei der Vergütung von Arbeit durch feministische Betriebe setzt sich die Entgrenzung zwischen Arbeits- und Freizeit fort, die potenziell problematische Prozesse um Abgrenzung auslösen kann. Daher ist auch bei Vergütung von Arbeitszeit in feministischen Betrieben die Frage nach Ausbeutung und ›Selbstaubeutung‹ nicht abschließend beantwortet.

Das FFGZ Berlin verstand sich in jener Zeit als Sphäre der Aufhebung zwischen ›Politischem‹ und ›Privatem‹. Damit einhergehend stellten sich Fragen nach Überlastung und Entlastung von Frauen, die sich im Zentrum engagierten. Zeitstrukturen des Arbeitens in dieser Entgrenzung boten das Potenzial, die beteiligten Frauen zu bestärken oder aber zu überfordern.<sup>6</sup> Abgrenzbare Zeitstrukturen des Arbeitens würden beispielsweise voraussetzen, dass einzelne Arbeitsschritte gegeneinander abgrenzbar wären, was in den frühen 1970er Jahren, innerhalb der Bewusstwerdungs- und Artikulationsphase der neuen Frauenbewegung (vgl. Lenz 2008) nicht üblich war.

5 Auch der ab 1976 in Schöneberg lebende Musiker David Bowie wird als Stammgast benannt, da sich im besagten Café bevorzugt Künstler:innen trafen.

6 Hier finden sich auch Bezüge zur Argumentation wider die ›Tyrannie der Strukturlosigkeit‹ (vgl. Freeman 1971).

Die ersten Schritte zur Institutionalisierung des FFGZ West-Berlin waren noch vor dem Bezug eigener Räumlichkeiten (1977) die Herausgabe der bereits benannten ersten eigenen Publikationen ›Hexengeflüster‹ (1975) und der zentrumseigenen Zeitschrift *Clio* (ab 1976), die im ganzen Bundesgebiet vertrieben wurde. Später kamen weitere Publikationen hinzu, die sich in mehrfacher Auflage verbreiteten. Diskussionsprozesse und das Ringen zwischen Konsens- und Mehrheitsentscheiden im Kollektiv der engagierten Frauen jedoch bedeuteten in jener Zeit aufwendige Gruppenprozesse, die mit der Versteigerung der eigenen Arbeitsweise einhergingen. Dass Zeitstrukturen anders als in anderen Institutionen gehandhabt wurden, zeigt die Aufhebung der Linie zwischen der Anwesenheit im Zentrum und der ›freien‹ Zeit, die ab 1977 dauerhaft aufgebrochen und aufgehoben wurde. Wöchentliche Plena, die sich über Stunden hinzogen, boten genügend Raum für die Klärung grundlegender Konflikte. Aber sie konnten auch zur Plattform für interpersonelle Konfliktschau und die interne Profilierung Einzelner in der Gruppe werden. Im Mittelpunkt des vorliegenden Kapitels sollen Einblicke in die Kollektivität der Aktivistinnen insgesamt gegeben werden, die illustrieren, unter welchen Bedingungen die frühe FFGZ-Gruppe sich zusammensetzte, welche Überschneidung es in der Arbeit zu anderen Gruppen gab und welchen Zielen die frühen Aktivistinnen des FFGZ Berlin nachgingen.

## 6.1 Ausgangslage und Umfeld

Um die Veränderungen des betrachteten Gesundheitszentrums im Verlauf der folgenden Kapitel als Prozess einzuordnen, kommen Aktivistinnen je nach Zeitphase ihres Engagements zu Wort. In diesem Kapitel stehen A1 und A2 als Akteurinnen der Anfangszeit des FFGZ Berlin mit ihren Schilderungen im Mittelpunkt. Sie sprechen vorrangig über die Jahre 1974 bis 1977 und reflektieren größere Prozesse der Frauengesundheitsbewegung der Jahrzehnte hiernach. Die Anfangsjahre der FFGZ-Gruppe sind insofern als zentrale Komponente der Zentrumsgeschichte zu verstehen, als dass es die Zeit ist, auf die sich alle Aktivistinnen des Zentrums in irgendeiner Form beziehen. Diejenigen, die später in der Einrichtung involviert waren, nehmen die Anfangszeit wahlweise als mythisiertes Positiv-Ideal wahr, oder als eine, manchmal nicht weniger mythisierte, negative Abgrenzungsfolie in der eigenen Bezugnahme – oder beides zugleich.

Der ›Mut‹ und der ›Einfallsreichtum‹ der Anfangszeit sind es, die in den Bezügen späterer Aktivistinnen häufig positiv auftauchen, während ebenso Anstoß genommen wird an bestimmten Argumentationsweisen oder Aktionsformen der frühen Phase. Anerkennung finden die Aktivistinnen ›erster Stunde‹, wie sie auch genannt werden, in jedem Fall für die Grundsteinlegung, ihre Chuzpe und ihr Engagement. Dass die Anfangszeit für die meisten FFGZ-Aktivistinnen in mythenhafte Erzählungen übergeht, liegt insgesamt auch daran, dass erst ab 1976/77 die eigene Zeitschrift *Clio* herausgegeben wurde. In dieser Zeitschrift waren im Laufe der Jahre ihres Erscheinens stets die Anliegen und Darstellungsweise der Gruppierung für Lesende deutlich. Somit prägten Aktivistinnen, die je zur jeweiligen Zeit im FFGZ aktiv waren für alle erkennbar in ihrer Phase die Zeitschrift *Clio*. Hierdurch wurde die Zeitschrift – parallel zur Ebene fachlich fundierter Informationen und Debatten zu Frauengesundheit – zum indirekten Abbild oder Selbstbild einer

sich je nach personeller Konstellation wandelnden Gruppe. Für die Jahre vor Erscheinen dieses indirekten Selbstbildes ist die Gruppierung der ersten Aktivistinnen daher nicht durch ein kollektives Gesamtmedium erkennbar.<sup>7</sup> Durch den Mangel an schriftlichen Hinterlassenschaften aus den Anfängen der Gruppierung, die damals gemeinsam arbeitete, sind interne Dynamik und Arbeitsweise nachträglich nur über mündliche Schilderungen rekonstruierbar. Da sich jedoch mitnichten alle FFGZ-Aktivistinnen kennen, sind maßgebliche Details und Zusammenhänge der FFGZ-Anfänge für spätere Aktivistinnen unbekannt. Diesem Umstand Rechnung tragend, liegt der Schwerpunkt der Betrachtung im vorliegenden Kapitel auf den Narrativ-Elementen der beiden zur Anfangsphase befragten Aktivistinnen A1 und A2.

In jeder Zeitphase des Zentrums zeigen sich spezielle Schilderungen, in denen sich Narrative der jeweiligen Zeit in Äußerungen der Aktivistinnen verdichten. Für die Anfangszeit des FFGZ Berlin sind es Narrative von Aufbruch, Aufbegehren, Provokation und der Lust, aber auch ergänzend, Schilderungen von Engagement und Eifer. Beide Aktivistinnen, die für die Anfangszeit zu Wort kommen, zogen sich, ebenso wie andere Mitstreiterinnen, ab 1977/78 schrittweise oder ganz aus der Mitarbeit im Zentrum zurück. Zwischen Aufbau der Gruppe und Austritt lagen demnach nur wenige Jahre, die für die Aktivistinnen durch die intensive Arbeitsweise in der Neuen Frauenbewegung einen maßgeblichen Bezugspunkt – auch für die eigene Biografie – bedeuten. Beide Aktivistinnen, die im vorliegenden Kapitel zu Wort kommen, beziehen sich in der Retrospektive positiv auf die eigene Arbeit im FFGZ und haben nie mit den Anliegen von einst gebrochen.

Besonders signifikant für die Anfangsjahre des FFGZ Berlin ist die ausgeprägte Verbindung zur Neuen Frauenbewegung der USA. Aktivistin A1 beispielsweise war selbst Anfang der 1970er Jahre in den USA aktiv, bevor sie zurück in die BRD ging und sich im deutschsprachigen Raum engagierte. In Chicago war sie während der frühen 1970er Jahre in der dortigen *Women's Liberation* involviert. Auf die Frage, inwieweit dies ihr Engagement in der Bundesrepublik beeinflusst habe, skizziert sie den Weg nach West-Berlin und die ersten Kontakte zur dortigen frauenbewegten Szene über eine Historikerin, die im Frauenzentrum aktiv war. Zuvor betont sie noch, dass sie zwar in Chicago zur selben Zeit wie die *Jane*-Gruppe (vgl. Kapitel 4) aktiv war – und auch zu ähnlichen Themen wie Abtreibungsrechten und Bevölkerungspolitik gearbeitet hatte, dort jedoch in keiner Verbindung zu ihnen stand.

»Aber mit denen [Jane] hatte ich jetzt nichts zu tun. Und als ich dann nach Deutschland kam, nach Berlin kam, 1973, da hatte hier schon im Frauenzentrum in der Hornstraße waren schon Carol Downer und [...] Debbie, ja, gewesen. Und hatten ihre Vorführung [der Selbstuntersuchung und Menstruellen Extraktion] gemacht. Da war ich noch nicht da. Und das war so der erste Kontakt von der, von den deutschen Berliner Frauen und ähm dann haben gab es eine sogenannte 218-Gruppe und ich hatte, ich war hier angekommen und hatte mich beworben am John F. Kennedy Institut hm und da war äh

7 Zwar sind die oben genannten Publikationen ›Hexengeflüster‹ sowie ›Sterntaler‹ aus der frühen Phase der FFGZ-Gruppe heraus entstanden, aber hieran waren nicht alle Aktivistinnen gleichermaßen beteiligt, sondern einzelne Personen. Die Zeitschrift *Clio* allerdings wurde ab 1977 zum kollektiven Produkt, an dem sich alle im FFGZ Engagierten einbringen konnten und dezidiert sollten.

[Name einer Aktivistin], Historikerin, und die kam dann zu mir nach Hause bevor ich die Bewerbung hatte, das Bewerbungsgespräch hatte, um mich, so zu ja zu gucken was ich für eine war [lachen] und als sie dann, das weiß ich noch genau, als sie dann die Treppe bei uns, ich wohnte bei meiner Mutter, die Treppe runter ging, sagte sie so über die Schulter »Übrigens im Frauenzentrum gibt's die 218-Gruppe und wenn du da mal kommen willst, die ist eigentlich geschlossen, aber wenn du mal kommen willst ja.«  
**Naja** da bin ich sofort hin 'ne [...] und naja dann war ich in der 218-Gruppe ne und ähm und daraus hat sich dann diese Selbsthilfe, die erste Selbsthilfegruppe entwickelt und wir dann beschlossen haben, [Name einer Aktivistin], weiß gar nicht ob die anderen auch in der 218-Gruppe waren. Oh Gott die Namen ...« A1(2) 00:06:58-1

Das Frauenzentrum mit der Gruppe, die gegen den Paragraphen 218 des Strafgesetzbuches arbeitete, wurde schnell eine Anlaufstelle für die Aktivistin, die in den USA zu ähnlichen Themen und zur Legalisierung von Schwangerschaftsabbrüchen gearbeitet hatte. Die frauenbewegten Kreise der Zeit vor Ort in West-Berlin beschreibt A1 retrospektiv als wenig herzlich oder wenig willkommen heißend. Dies konnte ausschließende Wirkung haben – besonders für jene, die aus internationalen Zusammenhängen kamen:

»Weil ich weiß noch meine Freundin [...] aus Amsterdam die sagt so »Mensch sitzt hier im Frauenzentrum [...] keine Frau geht auf mich zu, niemand stellt mir eine Frage, auch wenn sie dann wissen wo ich her komme. Kein Interesse und so hier« [lacht] und mir ging es ja auch so nach 10 Jahren USA hat doch nie jemand mich mal gefragt wie das so war oder so ne, also hab ich eigentlich nie so empfunden oder auch hier im ähm im [...], wenn du da rein gehst ne, weiß ich noch, ne Freundin aus dem Ausland oder so, also die hatten immer das Gefühl Oh Gott, die sitzen da alle in ihren Grüppchen und da kannst du überhaupt nicht erwarten, dass irgendjemand dich äh anspricht oder einbezieht oder so.« A1(2) 00:16:18-1

Über die Mitarbeit im Rahmen der »218-Gruppe« im West-Berliner Frauenzentrum kam A1 in die Abtreibungs- und Verhütungsberatung (AVB), die sich hieraus entwickelte. Die AVB und die bereits länger aktive Frauengruppe *Brot u. Rosen* teilten sich offenbar mitunter die Sprech- und Beratungszeiten in denselben Räumlichkeiten auf. Die Etablierung der AVB fand im Frauenzentrum gleichzeitig zu den Selbstuntersuchungsgruppen statt, die sich ab November 1973 zusammenfanden und über das Frauenzentrum vernetzten. Aus einer dieser Gruppen, in Verbindung mit der AVB, ging die FFGZ-Gruppe hervor. Eine weitere Gruppe ist überliefert dadurch, dass sie sich ab 1975/76 als Selbsthilfeladen »Im 13. Mond« in eigenen Räumlichkeiten etablierte.<sup>8</sup>

8 Der Selbsthilfeladen »Im 13. Mond« ist ein eigenes Untersuchungsfeld und wird im Rahmen der vorliegenden Arbeit nur aus den Aussagen der FFGZ-Aktivistinnen plastisch. Ein Abgrenzungsmerkmal zwischen beiden feministischen Initiativen scheint die Ausgestaltung des Selbsthilfegedankens gewesen zu sein. Beide Gruppen strebten eine Etablierung und Teil-Institutionalisierung als Gesundheitszentren an, doch das FFGZ Berlin scheint einen größeren Fokus auf Professionalisierung und die Etablierung eines Betriebes gehabt zu haben. Aus den Schilderungen der FFGZ-Aktivistinnen tritt die Gruppe »Im 13. Mond« hingegen als Selbsthilfeplattform in Erscheinung, die sich stärker den Ansprüchen von Repräsentativität entgegenstellte. Dies wird in den kommenden Kapiteln an gegebener Stelle aufgegriffen. Inwiefern sich der Selbsthilfeladen »Im 13. Mond« in West-

Das Frauenzentrum wird als gefüllter Ort mit einer Vielzahl an dort aktiven Gruppen beschrieben. *Brot u. Rosen* existierten als Gruppe bereits und wurden durch die US-amerikanischen Aktivistinnen im November 1973 stark beeinflusst – dieser Einfluss fand in der zweiten Auflage des Frauenhandbuchs Nr. 1 von 1974, wie bereits in Kapitel 4 beschrieben, deutlichen Niederschlag durch die Übernahme von rhetorischen Elementen und politischen Argumenten, sowie dem Aufgreifen der gynäkologischer Selbstuntersuchung, Menstrueller Extradation und der radikalisierten Infragestellung von ärztlich-medizinischer Autorität.

Im Jahr 1974 waren die Selbstuntersuchungsgruppen im Frauenzentrum West-Berlins demnach sowohl in der Wahrnehmung feministischer Kreise als auch, allgemeiner gesprochen, der Neuen Linken präsent. Um zu verstehen, was die Gruppierung des FFGZ Berlin von den anderen unterschied, ist es wichtig die politischen Inhalte der US-amerikanischen *Self-Helpers* zu kennen, die Einfluss auf die FFGZ-Gruppe entfaltete. Denn einerseits war hier das Näherbringen von Selbsthilfetechniken und Selbstuntersuchungsmethoden im inhaltlichen Fokus gewesen, doch die politische Aktionsform feministische Gesundheitszentren zu gründen und diese zu etablieren, ist etwas Spezifisches. Auf der Agenda der *Self-Helpers* stand nicht nur die Bestärkung und Befähigung des Individuums (agency), sondern auch die Arbeit der bereits als feministische Betriebe arbeitenden *Feminist Women's Health Centers* als Kollektive und Institutionen (vgl. auch Morgen 2002: 70–79). Die feministischen Gesundheitszentren der USA wollten mehr sein als Beratungsstellen. Sie etablierten *Clinics*, in denen zusätzlich zu den Beratungsangeboten auch Behandlungen – zumeist Schwangerschaftsabbrüche – durchgeführt wurden. Wie in Kapitel 4 dargelegt, sollte dies den Ansatz der Etablierung struktureller ›Gegenmacht‹ darstellen, um die Kritik am medizinischen Versorgungssystem nicht nur ideell zu postulieren, sondern als Kollektivprojekt auf konkreter Ebene zu realisieren. Die Erfolge aus den Praktiken der *Self-Help*-Feministinnen, die sich im Gerichtsurteil (Roe v. Wade) des Obersten Gerichtshofes zur Legalisierung von Schwangerschaftsabbrüchen im dort nachzulesenden wortwörtlichen Bezug auf die Techniken der Menstruellen Extradation niedergeschlagen hatten, brachten den *Self-Helpers* das entsprechende Selbstbewusstsein im Agieren. Die eigenen Ansätze wurden im Selbstverständnis daher zum Erfolgsmodell der Zeit, das die Aktivistinnen auf ihren *Self-Help*-Touren vorstellten und versuchten, die Gründung ähnlicher Betriebe anzuregen.

Es ist davon auszugehen, dass die Gruppe des FFGZ Berlin von Frauen etabliert wurde, die Bezüge zum Konzept der ›feministischen Betriebe‹ aufbauen konnten. Die Effektivität der Gründung eines eigenen Zentrums, das bis in die heutige Zeit überdauert und sich – wenngleich mit deutlichen Veränderungen und anderer Struktur der Inhalte – zumindest teilweise die Bezüge zur Anfangszeit erhalten konnte, kann dabei betont werden. Andere feministische Frauengesundheitszentren, wie etwa das FFGZ Frankfurt a.M., das aus ähnlichem Hintergrund heraus entstanden ist, haben nicht die Länge der

---

Berlin mit Fragen zu feministischen Betrieben befasste, konnte im Rahmen der vorliegenden Arbeit nicht ausreichend geklärt werden. Die Reibung zwischen dem FFGZ Berlin und dem Selbsthilfeladen ›Im 13. Mond‹ jedoch ist in den Interviews mit den FFGZ-Aktivistinnen deutlich geworden. Dass das FFGZ die eigene Existenz über einen langen Zeitraum organisieren konnte, während sich der ›13. Mond‹ auflöste, schien dabei ein Erfolgsnarrativ der FFGZ-Frauen zu sein.

Zeit überdauert.<sup>9</sup> In Frankfurt a.M. war, ebenfalls inspiriert durch die Europa-Reise von Carol Downer und Debbie Law 1973, eine Selbstuntersuchungsgruppe entstanden, die zur Kritik am Androzentrismus in der Allgemeinmedizin arbeitete und sich 1978 als Mini-Betrieb in eigenen Räumlichkeiten etablierte.

Eine Rolle beim ›Überdauern‹ des FFGZ Berlin scheint die Einbettung in die politischen Kreise West-Berlins seit den 1970er Jahre und 1980er Jahren gespielt zu haben. Obgleich die Protestbewegung der Studierendenszene Ende der 1960er Jahre bereits alle Universitätsstädte der Bundesrepublik beeinflusst hatte – was sich durch Netzwerke alternativer Subkultur und politisch aktiver Gruppierungen manifestierte – stellte Berlin dennoch eine Ausnahmeerscheinung dar. Hier war in den 1970er Jahren eine Enklave sämtlicher Subkulturen zu finden, die eine Mischung in gesondertem Rahmen bot und Spezifika durch den besonderen politischen Status von West-Berlin aufwies.<sup>10</sup>

Inmitten der (links-)politischen Szene West-Berlins war die alternative Infrastruktur vital. So gab es vor allem auch die Netzwerke der ›Kritischen Medizin‹, die stärker ausgeprägt waren als in anderen studentischen Protesthochburgen. Hier fanden sich insbesondere Ärztinnen und Ärzte aus der linken Szene, welche unter anderem gegen den Standesdünkel der Ärzteschaften mobil machten. Frauenbewegte Frauen hatten hier mitunter Ärztinnen, an die sie sich wenden konnten und die durch ihre anti-autoritäre Ausrichtung auch der Frauengesundheitsbewegung aufgeschlossen gegenüberstanden, oder gar aus ihr heraus politisiert worden waren. Personen werden in den Erzählungen der FFGZ-Aktivistinnen hierzu als Bezugspunkt benannt, die bereits in der Kommune 1 und bei den ersten öffentlichen Auftritten des *Aktionsrates zur Befreiung der Frauen* mit von der Partie gewesen waren. Aktivistin A2 vom frühen FFGZ Berlin beschreibt:

»[Name einer Aktivistin] [...] **Sie** war in der Kommune I, ja ja. [...] Und die und da gab es ein ganzes Netzwerk von Ärzten, Ärztinnen oder so, die ... ja, das ist ja eigentlich auch kein **Ärztbuch**, von der von der von von von Verständnis von von der normalen Medizin, sondern das sind ja die Grundinformationen **von** dem weiblichen Körper, **wie** man damit anders umgehen kann und eben **nicht**, wie die Frauenärzte damit umgehen. Ne? Und aber die, wenn du was wissen wolltest, hast du [Name der Ärztin] angerufen oder bist rumgefahren...« A2 01:35:22-3

Die Netzwerke der ›Kritischen Medizin‹ gab es bereits seit den späten 1960er Jahren und diese standen dem Republikanischen Club nahe, insbesondere Wolfgang Fritz Haug,

9 Das FFGZ Frankfurt a.M. hat 2013 die Türen geschlossen. Zuletzt war es in FMGZ (Frauen- und Mädchen-Gesundheitszentrum) umbenannt worden.

10 In den Randerzählungen der Interviews, die für die vorliegende Studie entstanden sind, wird besonders häufig der Hintergrund der ›Wehrdienstverweigerer‹ erwähnt, der auf die große Anzahl der ›alternativen Männer‹ Westberlins der 1970er und 1980er Jahre hinwies. Im Rahmen der vorliegenden Studie kann diesem Mythos nicht auf den Grund gegangen werden, wenngleich es eine interessante Frage ist, ob und inwieweit von einer grundlegenden Offenheit der politischen Szene West-Berlins – trotz oder vielleicht gerade aufgrund der großen Reibungspunkte der innerlinken Diskussionen um Geschlechterhierarchien – gegenüber ›Kinderfragen‹ oder der ›Frauenfrage‹ auszugehen sein könnte.

der die Schriftenreihe ›Das Argument‹ herausgab, in welcher Sonderbände zur ›Kritischen Medizin‹ veröffentlicht wurden. Hierbei darf allerdings kein nahtloser Übergang zur Frauengesundheitsbewegung angenommen werden, denn die politische Szene West-Berlins hatte mitunter widersprüchliche Positionen, wenn es um die Diskussion kritischer Perspektiven auf Medizin, Pharmaindustrie und staatliche Gesundheitsversorgung ging. Insbesondere zwischen *Brot u. Rosen* und den Netzwerken ›Kritische Medizin‹ gab es gravierende Dissonanz, die sich unter anderem an Fragen zu Verhütungsmitteln und Schwangerschaftsabbrüchen festmachten. So kritisierten *Brot u. Rosen* heftig die Befürwortung der ›Pille auf Krankenschein‹ seitens der Netzwerke ›Kritische Medizin‹ als naiv und gefährlich, da die ›Pille‹ ebenso wie sämtliche hormonelle Verhütungsmittel zu hinterfragen und zu kritisieren seien (vgl. Frauenhandbuch Nr. 1, 2. Aufl. 1974: 25). Obgleich es also eine gemeinsame Grundhaltung der Infragestellung medizinisch-hierarchischer Ungleichheit zwischen Ärzteschaften und Patient:innen gab, konnten auch Diskussionslinien ausgemacht werden, an denen gravierende Uneinigkeit bestand. *Brot u. Rosen* forderten beispielsweise bei Wunsch der ungewollt schwangeren Frau ›Abtreibung auf Krankenschein‹. Dies stellt auf den ersten Blick einen kleinen, aber vor dem Hintergrund von Kapitel 4, bedeutenden Unterschied dar.

*Brot u. Rosen* erreichten die West-Berliner Öffentlichkeit, da sie politische Analyse mit gezielten Aktionen verbanden. Für die dortige linkspolitische Szene lag darin insbesondere eine Politisierungskraft für Frauen, die dabei am Punkt des persönlich-leiblichen Erfahrungshorizontes abgeholt wurden. Aktivistin A2 beschreibt die provokativen Effekte, die dadurch ermöglicht wurden und die sie positiv besetzt:

»Auch Brot und Rosen, die Veröffentlichung [Frauenhandbuch Nr. 1]. Das war **unerhört**. Und es war für für viele Frauen, also ein 'ne Bereicherung, 'n Schock, 'ne Erleichterung, also es war so, als wenn du **immer** unterdrückt wirst und plötzlich sagt dir jemand: ›Hör mal, das das ist nicht so, das muss nicht sein. ... Du **musst** nicht um Erlaubnis bitten, dass du vielleicht die Pille bekommst oder dass du, was weiß ich, dass du dich, sondern dass kannst du selber machen. ... Guck dich an.« ... Ne?« A2 01:37:38-4

Um den Aktivismus der frühen 1970er Jahre nachzuvollziehen, der sich in West-Berlin bündelte und für die Vernetzungsdichte der politischen Szene sorgte, ist es wichtig, die Begrenzung der Stadt anzuerkennen, innerhalb derer den politisch Aktiven offenbar mehr möglich schien als in der restlichen Bundesrepublik. Die für West-Berlin der 1970er Jahre oft geschilderte ›Freiheit‹ lag augenscheinlich darin, in einer Enklave mit vielfältigen Möglichkeiten zu agieren, zumindest wenn es nach der Schilderung der Aktivistinnen geht. Beide befragte Aktivistinnen des frühen FFGZ verweisen auf das besondere Setting West-Berlins als politisches Umfeld, in dem nicht nur frauenpolitische Projekte entstanden. Der Prozess der Gründung und Etablierung des eigenen Zentrums wird in den Erzählungen jeweils in Verbindung gesetzt zur Neuen Linken vor Ort:

»Aber das war irgendwie. Diese Siebzigerjahre, das war so eine Aufbruchszeit und wir hatten eben, glaube ich, das Gefühl, dass wir **ganz Neues**, war ja auch was ganz Neues, gebraucht haben, und ... nachher haben sich eben viele Projekte ja doch mehr so institutionalisiert, etwas mehr doch. Eben Frauenhäuser auch und so.« A1 00:23:12-0

»Berlin war **die** Stadt.« A2 01:12:35-4

Aktivistin A2 lebte zuvor in einer provinziellen Gegend, in der sie als Ehefrau und Mutter zweier Kinder zu Beginn der 1970er Jahre einen eng begrenzten Alltag erfuhr, aus dem heraus sie den Weggang nach West-Berlin unternahm. Sie bewarb sich an der Kunsthochschule und verließ im Anschluss die gesicherten Verhältnisse, um den Neuanfang zu wagen:

»... und als ich dann mein Antwortschreiben bekam, dass ich angenommen bin, hab ich hab ich, hab ich gesagt: ›So, [Name des Mannes], jetzt ist vorbei.‹ Habe ich die Kinder genommen und bin nach Berlin. Und da hatte ich 'n Platz in der Wohngemeinschaft. Da hab ich zum ersten Mal gemerkt, wie man überhaupt miteinander **leben** kann. Also, dass das das ich jetzt nicht mit den beiden Kindern irgendwo verhutzelt da rumhänge, sondern ... dass ich **studieren** kann. Da gabs 'n Kinderladen, einer der ersten da. So, in der Markelstraße[?] und ... da konnte ich in die Uni gehen, ich konnte die Nächte durchzeichnen, ich konnte arbeiten. Also es war **unfassbar** schöne Zeit. ... 'N eigenes Bett. Hah! [lacht] Ja. Ich konnte machen was ich wollte, herr... ach herrlich. Der arme [verlassene] Mann. [lacht] Der [seufzend] ... ja ja.« A2 01:12:26-6

Die Verbindungen zur Kunsthochschule schlugen sich nicht zufällig im politischen Aktivismus nieder. Schon innerhalb der studentischen Protestbewegungen der späten 1960er Jahre gab es in West-Berlin eine Vielzahl von künstlerisch aktiven Studentinnen, die durch Plakate, Banner und ähnliche Gestaltungsarbeiten die Protestkreise unterstützten und prägten (vgl. dazu Elke Regehr in Kätzel 2002: 86–91). Für die 1970er Jahre scheint dies im selben Maße zu gelten. Auch Helke Sander und Sarah Schumann von *Brot u. Rosen* waren bereits Künstlerinnen beziehungsweise Filmemacherinnen, als sie zur Neuen Frauenbewegung kamen. Der Aktivismus hatte verbindenden Einfluss und wirkte sich wiederum auf die Ansprüche der eigenen künstlerischen Tätigkeit aus. Auch bei Aktivistin A2 gibt es solche Entsprechungen im Aktivismus in der Protestbewegung West-Berlins, wo sie zahlreiche Kontakte zur Künstler:innen-Community hatte.

»[Name einer Freundin] und durch die ganzen Künstlerszene. Also von, was meinste, was an der HDK los war. [...] Also dat war die Zeit. Da da kannte ich wieder **jeden** und das war ja auch das Tolle an Westberlin und an dieser ... Community. Also da gabs den **Dschungel**, da ging man nach der nachm Café ging wa in Dschungel. ... Und die Dschungel-Leute machten ihre Arbeit und die kamen am nächsten Morgen zu uns zum Frühstück, weils sonst ja sowieso nichts gab, ne? Und dann hat die [Name einer Aktivistin] vom Dschungel, früher war der Dschungel hier am Wittenbergplatz, und dann ist sie umgezogen in die Nürnberger Straße, hat da n eigenen Laden aufgemacht. Und der war natürlich chiq. Der war da richtig **fein**, also ganz toll. Also mit Cocktails und ... na ja so Bowie-mäßig, ne? Also so. Da ging der auch immer tanzen hin. Und wir natürlich auch, klar. [...] Café haben wir gemacht von morgens neun bis abends acht. [...] So. Und danach ging's tanzen. [lacht]« A2 01:15:39-1

Die Vergemeinschaftungspraktiken über Wohngemeinschaften und kollektive Ansätze waren dabei prägend. Die nicht selten aus wirtschaftlicher Not Einzelner heraus ins

Leben gerufenen Wohngemeinschaften hatten den Effekt, dass über das gemeinsame Wohnen auch die gemeinsame Politik bis in die Details des alltäglichen Lebens hinein praktiziert wurde.

»Du **bekamst** ja erstmal gar keine Wohnung, es gab ja keine Wohnungen. Und deswegen hat man sich auch die Wohnung geteilt, weil, Berlin hat **riesige** Wohnungen gehabt, hat sie immer noch. Also, ich mein, dass, die haben teilweise also dreizehn Zimmer oder so, ne? Also die gehen manchmal um den ganzen Block rum, also. Und da war das natürlich ideal, also ne?« A2 01:20:57-2

Für die späten 1960er und frühen 1970er Jahre sind trotz aller inhaltlichen Abgrenzung gegenüber der ›männlich geprägten Gesellschaft‹ noch keine verhärteten Fronten der separatistischen Politikweise<sup>11</sup> auszumachen, die später erst ab 1975, mit Alice Schwarzers Publikation zum ›Kleinen Unterschied‹ auftraten. Aktivistin A2 stellt auch für die Unterstützung des frühen FFGZ Berlin klar, dass es sich um eine Einbettung in ein insgesamt gesellschaftspolitisch radikales Umfeld gehandelt habe, mit Überschneidungen zu anderen politischen Gruppen und vielfältigen Verbindungen zu Wohn- und Lebensgemeinschaften, in der zunehmend auch lesbische Beziehungen ihren Platz gefunden hatten.

Männer als Verbündete hatten, ihrer Schilderung nach, darin ebenfalls ihren Platz. Das große ›Wir‹-Gefühl der politischen Community West-Berlins tritt daher im Kern dieser Erzählung zutage:

»Die die ha/das wusste da war eigentlich so ne Hilflosigkeit. Von [...] den von der Bürokratie her oder von den Menschen. Die, die also mit ungläubigen **Stauen** auch, dass [...] dieses Frauen, Wie können Frauen sowas machen? Das ist doch ... ›unweiblich‹. Also. Ne? Und das war diese Blase [West-Berlin], ich mein, ich war ja nicht lang, ich mein jeder profitierte davon. Also Frauen, die [...] schwulen Männer, die [...] lesbischen Frauen und ... ja und die Wehrdienst-Verweigerer [...]« A2 01:33:49-6

In der politischen Community übten sich die Frauen ebenso wie die alternativen Männer in der Aufsässigkeit gegenüber den etablierten Normen. Dabei stießen die Aktivistinnen und Aktivisten allgemein auf ungläubiges Staunen oder gar Überforderung.

»Und **keiner** von uns hat bei rot gehalten. Also ich mein, quatsch, also so symbolisch, ne? So und deswegen also die waren **fassungslos**, irgendwann, mancher Mal noch. So [...] toll, die haben geschmunzelt, also der Vermieter zum Beispiel von der **Fabrik**, ja? Der hatte diese Verrückten, alle. Also diesen Kunstprofessor hatte der, den verrückten [Name eines Kunstprofessors] da oben. Und dann kamen die beiden **Mädels** auch noch. Und ab und zu hat er uns Briefe geschrieben, er hat gebeten doch darum, dass also ... Besucher nicht über die Mauern springen sollen, sondern ... Also ... und **so** liebenswürdig abgefasst. ›Wir **möchten** Sie doch wirklich herzlich **bitten**, Sie sollen doch den Lastenaufzug, der doch für die‹ In die Wohnung ging der Lastenaufzug, also war toll, ja ja. ›Der **darf** nicht in der Wohnung stehen bleiben, **weil** am Morgen früh, muss ja wieder die Arbeit da unten.‹ Das war richtige Fabrik noch da, ne? ... Ach, ganz süß. [...] **Keiner**

11 Separatistische Politikweise bedeutet in diesem Rahmen das rigorose Abgrenzen dezidiert Frauengruppen von gemischtgeschlechtlichen Gruppen.

wusste, wie Haschisch aussieht, also komm. Die Pflanzen, die konnteste **vermehrten** ohne Ende. Da konnteste auch Mittelstreifen konnteste dann [lacht].« A2 01:33:23-5

Die Aktivistin beschreibt West-Berlin als Gebiet, das in den 1960er und 1970er Jahren nicht vergleichbar war mit anderen Bereichen der Bundesrepublik. West-Berlin war ein Bundesland, das jedoch inmitten der DDR lag und im Vergleich zu anderen Bundesländern eine abweichende Gesetzeslage hatte. Die Bundesrepublik betrieb einen großen Aufwand, um West-Berlin als Bundesland zu erhalten und zu beleben in dieser Zeit, da es ein Gebiet war, das durch die äußeren Umstände durchaus gefährdet schien. Die Aktivistin spricht in diesem Zusammenhang von enormen Subventionen, die die Stadt erhalten habe. Gleichsam habe West-Berlin gerade der Inselstatus, inmitten der DDR, als Stadt der Freiheiten geformt. Denn die politische Lage blieb zu jener Zeit heikel und die Situation für die Menschen vor Ort schwer einzuschätzen. Die Nähe der DDR zur Sowjetunion wurde von vielen Bewohner:innen West-Berlins offenbar auch als bedrohlich empfunden, wodurch sich Unsicherheiten durch Weggang der Anwohner:innen oder von Industrie und Gewerbe in angespannten Zeiten bemerkbar machten. Der Leerstand großer alter Häuser bedeutete blühende Zeiten für alternative Wohngemeinschaften oder Initiativen, die aus den Protestbewegungen erwachsen. Wohn- und Gewerbeflächen konnten relativ kostengünstig angemietet werden und der Zugang zu den Räumlichkeiten war somit niedrigschwellig möglich. Dadurch jedoch, dass die alltägliche Lebensplanung für Menschen in West-Berlin abhängig von der politischen ›Wetterlage‹ war, hielten es sich etablierte Kreise offen, die Stadt jederzeit zu verlassen, wenn die politische Lage zwischen der Sowjetunion und der Bundesrepublik brenzlich zu werden schien. Das Ergebnis war, dass die Protest- und Alternativbewegungen relativ große Spielräume für sich erschließen und nutzen konnten, um Projekte zu entwickeln und umzusetzen, während das gesellschaftliche Korrektiv vor Ort als relativ schwach wahrgenommen wurde durch die Aktivist:innen der Protestkreise:

»[...] Und schon war das, bekamst du eine unglaubliche Subvention. ... So haben die auch die haben die Schweine geschlachtet und haben die hier die Kadaver, oder oder das Fleisch, haben sie hier einige in in in Konserven reingemacht und die sind reich und reich und reich und dumm und dämlich haben die sich verdient hier. Mit diesen Subventionen. ... Aber ansonsten gäbs Berlin nicht. ... Und dann ab und zu gabs mal irgendwas Schlimmes, dann hat irgendjemand, die Russen haben gerülpst irgendwie, und dann rannten 'se alle aus Berlin weg. ... Und uns gehörte die Stadt. Also ... wörtlich. Also das, das, das, war Wahnsinn. ... Natürlich waren Vermieter oder solche Leute, die waren eher verschreckt, würde ich mal sagen. Also ... das war auch so, so absurd, weil die Deutschen gehorchen. ... Also das gabs eigentlich gar nicht. Man hält bei rot.« A2 01:31:37-0

Inmitten der alternativen Szene West-Berlins differenzierten sich die intellektuellen und politischen Kreise in ihrer Vielfalt immer weiter aus. Neben den Selbsthilfekreisen aus der Neuen Frauenbewegung gab es hinsichtlich der Diskussion um Gesundheit und Körperlichkeit wie bereits erwähnt, die Netzwerke der ›Kritischen Medizin‹, die insbesondere Ärztinnen und Ärzte aus der linken Szene einbanden. Frauenbewegte

Frauen hatten hier Mediziner:innen, an die sie sich wenden konnten, die prinzipiell an Autoritätskritik interessiert waren und der anti-autoritären Ausrichtung der Frauenbewegung aufgeschlossen gegenüber standen. Dies bedeutete einerseits, dass es für die Frauengesundheitsbewegung unter Ärzt:innen auch *Kompliz:innen* und Ansprechpersonen für gelegentliche Kooperationen gab, wenngleich die Auseinandersetzung um die Begrenzungen von Selbsthilfe und Selbst-Ermächtigung für Frauen stets neu geführt wurde. Verbündete zu sein hieß nicht automatisch die gleiche Position zu vertreten oder in allen Punkten einig zu sein, wie es die Kontroverse um ›Pille auf Krankenschein‹ vs. ›Abtreibung auf Krankenschein‹ im Falle von *Brot u. Rosen* zeigt.

Für die frühe Phase des Zentrums (1974 bis 1977) ist die Vernetzung mit APO-Kreisen besonders relevant, da es eine Zeit der linkspolitischen Szene West-Berlins war, in der ein Klima von Vertrautheit und Vertraulichkeit gepflegt wurde. Die Aktivistinnen von einst beschreiben dies rückblickend als informelle Einbindung:

»Also außerdem sah man sich. Es waren damals **andere Zeiten**, man ging einfach **hin**. ... Heute musst du dich anmelden oder man macht Termine oder so, aber so stand man einfach vor der Tür oder hatte 'n Schlüssel oder ... Ja, natürlich.« A2 00:16:48-9

Um an das große ›Wir‹ der linkspolitischen Kreise West-Berlins anzuknüpfen, die das frühe FFGZ Berlin prägten, bündelt und illustriert Aktivistin A2 die Gefühle und die Grundhaltung dieser politischen Community retrospektiv:

»Klar. Ja. Richtig. Also das war auch ne kleine Community, also ne? [...] Also ich hab dann auch n Film gemacht über ... also n Frauenfilm, also. Und da hab ich meine Abschlussprüfung gemacht und da kam die Direktorin von der HDK und meinte: ›Also ... Hätten Sie das nicht auch anders sagen können?‹ Ne? Also. [lacht] Ich ... Es fiel mir nix ein zu. Also ich hätt auch nen anderen Film machen können, aber **anders** kann ich das nicht sagen. Ich sag das so, wie das war. Also, es **geht** halt um die um unsere Fabriketage, es geht um die Arbeit mit Frauen, es geht um Frauenrechte und **Kinder**, mit Kindern. Also, dieser ganze Schladderadatsch, der damals also, da wars ... ja es ging, es war es war ... es wurde **überall**, also wir haben natürlich alles weggelacht. Weil wir waren ja nicht einzeln, wir waren **viele** und wir haben uns die Freiheit genommen. ... Dann haben wir die die weil die Etage so groß war, haben wir uns noch ne **Dritte** reingeholt, das war dann die [**Name von Freundin**]. Die [**Name von Freundin**]. Und die [**Name von Freundin**], wir haben zu dritt uns hingestellt und ... haben überlegt, wie **können** wir nur leben? Also wir müssen ja irgendwie Geld verdienen, also so geht das doch nicht. Dann haben wir drei uns hingestellt und haben 'n Café aufgemacht. Ja? Das Café für **Janis**.« A2 00:13:14-6

Die Aktivistin beschreibt ihren Bezug auf die Neue Frauenbewegung, der die Grenzen zwischen politischem Engagement, privater Lebensgestaltung und Erwerbsarbeit aufzuheben vermochte. Aus der Konstellation dieser entgrenzten Bezugnahme entsteht aus der Wohngemeinschaft heraus eine Betriebsgründung von drei Kleinunternehmerinnen. Wie bereits erwähnt, war die Gründung eines kleinen ›feministischen Betriebes‹ dabei nicht zufällig angekoppelt. Zum Zeitpunkt ab 1976 kann für die gesamte frauenbewegte Szene der Bundesrepublik die Vervielfältigung von Frauenprojekten der innerfer-

ministischen Öffentlichkeit ausgemacht werden, wie es auch schon in Kapitel 4 beschrieben wurde (vgl. auch Gerhard 2012). Das Aufkommen von Frauenverlagen, Frauenbuchläden und Frauen-Cafés passt in die Abläufe der Zeit, auch da es eine rege Nachfrage nach derlei Angeboten gab.

»Frauenfeste. Viele, in den Unis. Es gibt gab auch ... plötzlich gabs auch richtige Cafés für Frauen. Frauencafés. Das fing an mit Frauen**buch**läden, da gabs ne ganze Reihe. Dann war das FFGZ langsam ne richtige, hatte dann auch ne Adresse oder so. Also da war ich aber schon weg. Mehr oder weniger. Also ich hab ich hab dann andere Sachen gemacht, also ... ja, ich hab dann **ne Firma** gemacht, genau.« A2 00:15:32-4

Die Etablierung eines feministischen Frauen-Gesundheits-Zentrums, betrieben von Frauen für Frauen, passt hierbei ebenso in den Rahmen der Zeit. Die Etablierung des FFGZ Berlin als zunächst im Frauenzentrum West-Berlin stattfindende Konsultationsangebote, bedeutete eine Vorstufe zur eigenen Gründung eines Gesundheitszentrums. Im Frauenzentrum lief die Arbeit diverser Gruppierungen. Hier blieben Spannungsfelder unter den Gruppen, wie es sich zwischen *Brot u. Rosen* und der Gruppe der AVB schon an anderer Stelle gezeigt hat, nicht aus. Mit Verlauf der 1970er Jahre hat sich diese nicht immer reibungsfreie Pluralität auch in der Gründung von thematisch spezialisiert arbeitenden Gruppen und dem Bezug eigener Räumlichkeiten niedergeschlagen, der in die ›Projektphase<sup>12</sup> der Neuen Frauenbewegung mündete. Diese Phase war – wie schon zuvor erläutert – auch eine Tendenz der Erweiterung des Themenspektrums, was sich auch ostentativ in thematisch spezifischen Frauenprojekten<sup>13</sup> auffächerte. Zugleich sedimentierte sich dabei ein Zweig, der die Frauenprojekte als eigene Einrichtungen zu institutionalisieren versuchte, während andere Aktivistinnen in bestehende Institutionen drangen, um frauenpolitische Inhalte institutionell zu verankern.

Gegen Ende der 1970er Jahre können Schübe von Radikalisierung und Verstetigung feministischer Dogmen in Theorie und Praxis ausgemacht werden, welche die frauenpolitische Szene polarisierten (vgl. Lenz 2008 675–697). Unter anderem die Streitigkeiten, die sich als ›Lesben-Hetera‹-Streit in der feministischen Umgangssprache festgeschrieben haben, zogen diskursive Gräben durch die feministische Landschaft der Bundesrepublik. Das Credo ›Feminismus ist die Theorie – Lesbischsein die Praxis‹ führte in der Bundesrepublik ab Erscheinen des vielgelesenen Buches ›Der kleine Unterschied‹ von Alice Schwarzer (Schwarzer 1975) zu erbitterten Diskussionen und Auseinandersetzungen.

- 
- 12 Kolb und Stössinger beschreiben für die Partizipation von feministisch bewegten und politisierten Frauen einerseits das Mitwirken in gemischtgeschlechtlich organisierten ›Alternativ-Projekten‹ wie sie es nennen und andererseits die Gründung eigener dezidiert Frauenprojekte (vgl. Kolb/Stössinger 1981).
- 13 Wie bereits an anderer Stelle erläutert wurde, handelt es sich bei ›Frauenprojekten‹ um selbstorganisierte und sich selbst als ›autonom‹ – also parteipolitisch unabhängig und überwiegend Inhalte selbst bestimmende – Räume, zur »emanzipatorischer Praxis- und Handlungsfelder« (Doderer/Kortendieck 2010: 887), die aus der Neuen Frauenbewegung heraus gegründet wurden, um themenspezifische Inhalte aus dem Spektrum feministischer Theorie und Praxis in Form eigener Anlaufstellen zu schaffen.

zungen.<sup>14</sup> Spätestens ab Mitte der 1970er Jahre überregional die Frage nach dem ›richtigen‹ Feminismus und dabei kann der ›Lesben-Hetera‹-Streit ein als zentrales Beispiel aufzeigen, dass Abgrenzungs- und Ausschlussmechanismen in der frauenpolitischen Szene entstanden, die ureigene Anliegen der Bewegung – wie Bestärkung und Solidarität aller Frauen – aushebeln konnten.

Diese Prozesse gingen auch am frühen FFGZ Berlin nicht vorbei. Die Aktivistinnen A1 und A2 rekapitulieren hierzu allerdings auch eigene Ambivalenzen. Am Beispiel der Aktivistin A2 zeigt sich wiederholt die Betonung von Offenheit und der Ablehnung von Dogmen. Sie lebte nach dem Umzug nach West-Berlin in Beziehungen mit Frauen, unterstreicht aber, dies nicht als dogmatisch fundierte Vorgehensweise verstanden wissen zu wollen. In Abgrenzung zu von ihr als fundamentalistisch wahrgenommenen Kreisen um ›Lesben-Szenetreffs‹ beschreibt A2 jene – im Rekurs auf Radikalismusbegriffe heutiger Zeit – als ›regelrecht islamistisch‹. Die Aktivistin bringt demnach gegenwärtige Bezüge zu religiös-fundamentalistischer Dogmatik als Vergleichspunkt in die Retrospektive des eigenen Abgestoßenseins der 1970er Jahre hinein:

»Also, aber ... aber die beiden haben sich schon behakt. Also die, die, die, Damen, die sich lesbisch nannten, die waren irgendwie ... ja teilweise auch richtige, so **Islamisten**, würde ich fast sagen. Also, ja. Die waren, und dann teilweise auch so rigide, das hat mich so abgestoßen, da wollte ich nichts mitzutun haben. Obwohl ich durchaus Verhältnisse mit Frauen hatte, ne? Aber das war mir nichts, also nee. ... Außerdem fand ich immer Eleganz was Schönes, also also und die zogen sich immer an, als ob se 'n Handwerker aus Neukölln wären. Also [lacht] also, irgendwie, das war mir nichts. Nee.« A2 00:18:59-1

Die Aktivistin, die hier spricht, war nach dem Verlassen der Ehe- und Hausfrauensituation nach West-Berlin gegangen, um an der Kunsthochschule zu studieren und lebte seither selbst in lesbischen Beziehungen in Wohngemeinschaften, die offenbar sowohl in gemischtgeschlechtlichen, frauenpolitischen oder dezidiert lesbischen Zusammenhängen sein konnten. Sie kritisiert nachdrücklich die Entwicklung hin zu Dogmen in der feministischen Szene jener Zeit und grenzt subtil bis unterschwellig ein ›Wir‹ ab, das die FFGZ-Gruppe nahelegt. So verweist sie auch auf eine Kluft zwischen einer von ihr als tendenziell dogmatisiert wahrgenommenen ›Lesben-Szene‹ und den Frauen, die feministisch politisiert waren, aber in heteronormativen Beziehungen lebten. Die Aktivistin A2, damals offen frauenliebend und feministisch aktiv lebend, positioniert sich im undogmatischen Lager des feministischen Spektrums:

»**Ja**, [die anderen waren] streng, dogmatisch. Es gab ja auch so'n so'n Lesbenzentrum, genau wie das SchwuZ, für die Jungs, gabs auch in der Kühlenbacherstraße gabs das, ne? Da war ich **einmal**, da hab ich mich so gegruselt, da bin ich ganz schnell wieder da raus. [lacht] Und die konnten einen schon Angst einjagen, ehrlich gesagt. Also weil

14 Erhellend hierzu ist auch eine unmittelbare Replik von Sophie von Behr, die wenige Tage nach Erscheinen von Schwarzers Publikation im Spiegel unter dem Titel ›Penetrieren unerwünscht‹ Argumentationen des Buches als unverantwortlich bezeichnete und vor der Anbahnung neuen ›Normenterrors‹ in ihrer Rezension des Buches warnte (vgl. auch v. Behr 1975).

die **so** dogmatisch waren. Aber die hatten ja auch nicht **so** ne sinnliche Ausstrahlung oder oder son, die die gingen auch gar nicht **tanzen**, also wenn ich tanzen ging ins die Zwei, weißte, da zog man/haste chique Frauen gesehen und haste dich selber hübsch gemacht und so, ne? Also, ne? Ja.« A2 00:19:44-3

Die Gruppe des frühen FFGZ Berlin bestand zu jener Zeit zum Teil aus gleichgeschlechtlich liebenden Aktivistinnen, was sich auch in der ersten größeren Publikation aus den Reihen der Gruppe niederschlug. Aktivistin A1 berichtet für das Jahr 1975 hiervon, da gerade weibliche Homosexualität bis dahin kaum Thema gewesen war, so dass es beinahe vergessen worden wäre im ersten eigenen Handbuch zur Frauenselbsthilfe. Kurz vor der Veröffentlichung von ›Hexengeflüster‹ im Frauenselbstverlag wurde von den Verfasserinnen bemerkt, dass die Ebene lesbischer Frauen fehlte. Dies wurde kurzfristig zumindest ansatzweise in die Themenpalette des Handbuches aufgenommen, als das Buch bereits gedruckt worden war:

»Ja. Und da haben wir beschlossen, das [Spektrum feministischer Selbsthilfefragen] mal so zusammenzutragen und ja daraus ist dann dieses Buch **entstanden**, das dann ganz schnell, also 10.000 Stück haben wir 10.000 Kopien haben wir gedruckt gleich 'ne. Und dann war ja noch [...], das Buch kam vom Drucker und ich hab's durchgeblättert und stellte fest, dass da kein Wort über Lesben drin war.« A1(2) 00:35:21-7

Dieses Versehen wurde in letzter Minute korrigiert, indem noch eine zusätzliche Seite verfasst und in die Exemplare eingepflegt wurde:

»Und dann haben [Name von Aktivistin] und ich, wir waren die einzigen Lesben in der [Publikations-]Gruppe, haben wir die Gruppe zusammen gerufen und haben uns auf der Rehweide in Nikolassee, weil wir wohnten am Nikolassee zu der Zeit, getroffen und haben da im Kreis gesessen und haben dann beschlossen, ja die anderen waren solidarisch, ja beschlossen, das **geht** nicht, das Buch kann so nicht rausgehen. Dann gab es hier in der Ahornstraße, gabs so'n, das waren wahrscheinlich auch Migranten, die da für'n Hungerlohn gearbeitet haben, so 'ne Art Druckerei oder was, die haben dann in diese 10.000 Bücher, die Seite **eingeklebt**, die wir dann extra geschrieben haben dafür. Also Seite 87 gibt es doppelt in der ersten Ausgabe. Und ja das war so ganz wichtig, weil wir dann auch ein bisschen mehr darauf geachtet haben, was was für lesbische Frauen auch also inwiefern wir da noch mal besonders gucken müssen, 'ne.« A1(2) 00:36:33-8

Die Lösung des nachträglichen Einklebens der Seite 87, die in der Erstaufgabe doppelt erschien, war demnach vor allem der Versuch, die Thematik lesbischer Lebensweisen nicht auszuklammern aus dem Buch ›Hexengeflüster‹, auch um der Diversität der FFGZ-Gruppe – analog zur Diversität der Neuen Frauenbewegung – gerecht zu werden.

Über die Kongresse der Neuen Frauenbewegung waren Aktivistinnen des FFGZ auch überregional gut vernetzt mit gesundheitspolitisch interessierten Aktivistinnen. Obgleich es eine Vielzahl von Selbstuntersuchungsgruppen im deutschsprachigen Raum gab, nehmen die Publikationen aus den Reihen des FFGZ Berlin einen besonderen Stellenwert ein. Besonders die ab 1976 erscheinende gruppeneigene Zeitschrift ›Clio‹ (ab 1976) wurde überregional rezipiert. Zu jener Zeit hatte ›Clio‹ noch den Titelzusatz

›eine periodische Zeitschrift zur Selbsthilfe‹, was sich später erst in ›Zeitschrift für Frauengesundheit‹ abwandelte. Über die Publikationstätigkeit markierte die Gruppe des FFGZ Berlin damals besonders deutlich, dass sie darauf setzte, die überregionale frauenbewegte Öffentlichkeit zu erreichen.<sup>15</sup> Insofern muss die Veröffentlichung des zuvor erschienenen ›Hexengeflüster‹ auch als Versuch der überregionalen Vernetzung der Neuen Frauenbewegung zu den Diskussionen über ›Körper und Gesundheit‹ gelesen werden.

Da die Gruppe des FFGZ Berlin die erste Fassung von ›Hexengeflüster‹ in den eigenen Reihen diskutiert und kritisch betrachtet hatte, ging die Publikationsarbeit nahtlos in die Neuauflage des Buches über, bis es als ›Hexengeflüster 2‹ im Jahr 1977 erschien. Damit kamen die Ansätze der überregionalen Vernetzung tatsächlich voran, unter anderem auch die Vernetzung mit anderen Gruppen, die sich dezidiert in der Frauengesundheitsbewegung positionierten, wenngleich diese offenbar immer hinter den Erwartungen und Wünschen der Aktivistinnen zurückblieben. Austausch durch gegenseitige Besuche und die Kontaktaufnahme zu den Publikationen anderer Aktivistinnen kamen punktuell hinzu, doch blieb die gemeinsame Ebene, Frauengesundheitsbewegung zu sein, fragmentiert und auf einzelne Vorhaben der Zusammenarbeit begrenzt. A1, die dann einen eigenen Frauenverlag gründete, beschreibt:

»Ja weil wir ja im Verlag, und wir waren ja dann im Verlag, und wir haben ja noch einige Gesundheitsbücher gemacht, ne und dadurch also viel Kontakt hatte ich nicht, eigentlich denke ich immer, Mensch, ich denke, jetzt auch immer ich will dann mal hingehen und besuchen und so und äh, aber durch die Bücher war das war der Themenbereich immer präsent und wir hatten auch den Kontakt also mit Genf ziemlich eng, mit [Name von Aktivistin] und dem FGZ dort und dann gab's ja auch im FGZ fing es dann an, dass Frauen für Praktika kamen, 'ne.« A1(2) 00:52:35-2

Die Arbeit am ›Hexengeflüster 2‹ (1976/77) fiel zeitlich zusammen mit dem Bestreben, eigene Räume für die Arbeit der FFGZ Gruppe zu finden. Die Arbeit als Gesundheitsgruppe, die sich die Räume des Frauenzentrums mit etlichen anderen Gruppen teilen musste, war unübersichtlich geworden. Die Utensilien und Dokumente der Gruppe mussten teils ausgelagert aufbewahrt werden in Privaträumen von Gruppenmitgliedern oder Räumen befreundeter Aktivist:innen.

Flexible Wohnverhältnisse der Protestkreise West-Berlins machten diesen Spagat des Arbeitens möglich. Aktivistin A2 berichtet, wie sich für die eigene Lebenssituation ein neuer Raum der Möglichkeiten für alleinerziehende aktivistische Mütter ergeben konnte, um gemeinsames Leben und Arbeiten zu verbinden im Prinzip des Gemeinschaftlichen. Gemeinsam mit der Lebensgefährtin und allen beteiligten Kindern bezog sie eine Fabriketage, in der neben Alltag und Atelier zunächst auch genügend Stauraum für die Utensilien war, die für die Arbeit des FFGZ Berlin notwendig wurden.

»Aber zu der Zeit haben wir uns zusammengetan. Ich hatte zwei Mädchen und [Name der Freundin] hatte den [Name des Sohnes]. Und da haben wir beide uns in die-

15 Vgl. hierzu auch A1(2) 00:33:43-1.

ser Etage zusammengetan und da hatten wir diese drei **Kinder** zusammen. ... Und, ja war toll und das war ne **riesige** Etage, also das war ... Ja weiß ich auch nicht, [soundsoviel] Quadratmeter oder sowat ja, also wirklich **riesig**. ... Und **da** hatten wa viel **Platz** und zum Beispiel, da kamen, ich weiß noch, **Unmengen** von Kartons mit Spekuli. ... Wurden bei **uns** zwischengelagert. Also die wurden dann verteilt oder verkauft. ... Auf Frauenveranstaltungen, die eben animieren sollten, sich die Vagina zu untersuchen. ... Und zeitgleich mit diesem ›Hexengeflüster‹ kam dann... [zeigt auf die Titelseite von ›Hexengeflüster 2‹] **Das** ist die [Name der Freundin] ... Das ist die Oma von [Name von FFGZ-Aktivistin]. Und die Aufnahmen sind von mir [lacht]. Und auch die Montage. ... Ja, weißt du, so griff das eine in das andere über. Und ja, und das ist ›Hexengeflüster zwei‹. Und hier da steht auch [...] [A2 und Name von Freundin] standen uns mit wichtiger Kritik zur Seite und übernahmen in dieser Zeit unsere Aufgaben im FFGZ.‹ Das heißt, das FFGZ gab's ja noch gar nicht. Sondern, das gab keinen festen Ort dafür.« A2 00:09:00-3

Die Suche nach dem festen Ort für das FFGZ Berlin wurde in jener Zeit vorangebracht, da die Gruppe eine eigene und spezifische Anlaufstelle für Frauen bieten wollte. Aktivistin A2 verweist darauf, dass es zum Zeitpunkt der ersten größeren Publikationen der Gruppe noch keinen festen Ort für die gemeinsamen Aktivitäten gegeben habe. Die Arbeitsweise erstreckte sich auf mehrere Örtlichkeiten, zwischen Frauenzentrum, feministischen Plattformen, (semi-)privaten Lagerflächen und Privaträumen<sup>16</sup>.

Ein eigener Ort für das FFGZ bedeutete daher im Kern des Anliegens eine Zentrierung der eigenen Arbeitsweise, wobei die inhaltliche Ausgestaltung in den Schilderungen der Aktivistinnen auch Offenheit signalisiert. Im Vordergrund stand die Eröffnung des feministischen Frauengesundheitszentrums von West-Berlin, und erst in folgenden nächsten Schritten stand die tatsächliche Festlegung der dortigen Themen auf der Agenda.<sup>17</sup> In eigenen Räumen für das FFGZ sollte somit zunächst den bestehenden Themen ein fester Ort gegeben werden, auch um die eigene Arbeit zu verstetigen. Dies schloss nicht aus, gegebenenfalls noch weitere Themen hinzu zu nehmen oder Kooperationen anzustreben. Doch für diese Brücken der Kooperation versuchte die Gruppe zunächst ein eigenes Standbein in den zu eröffnenden eigenen Räumlichkeiten zu erarbeiten.

Die körperlich-gesundheitliche feministische Selbsthilfe war in jener Zeit das vordergründige Thema, mit dem die Frauen der FFGZ-Gruppe an die feministische Öffentlichkeit traten. Diese wurde im Rahmen von Selbstuntersuchungskursen vermittelt und praktiziert, was auch in den eigenen Räumlichkeiten weiterhin so umgesetzt werden sollte. Die bestehende Sprechstunde zu Gesundheitsfragen stieß zuvor im Frauenzentrum an Grenzen und zudem war ein Anliegen der Gruppe für die eigene Arbeit – sowie für Interessierte – in eigenen Räumen eine Recherche-Bibliothek für Frauengesundheit zu etablieren. Hinzu kam, wie bei A2 benannt, das Anliegen, ein Lager für Spekula

16 Von Privaträumen ist hier nur unter Vorbehalt zu sprechen, da in den Kreisen der Protestbewegungen die Grenzen zwischen Privatheit und Öffentlichkeit vor dem Hintergrund des Paradigmas ›Das Private ist politisch‹ fließend waren.

17 Ausgehend von der Debatte in der Publikation ›Sterntaler – Feminismus und Geld‹ (1976) scheint die Gruppe zu jener Zeit erheblich offen gewesen zu sein gegenüber der Bandbreite feministischer Anliegen, die sich ab Mitte der 1970er Jahre immer weiter ausdifferenzierten.

und Diaphragmen zu schaffen, die zuvor in privaten oder semi-privaten Räumlichkeiten gelagert wurden. Eigene Räumlichkeiten sollten zudem nicht nur die Aktivistinnen als Gruppe bündeln, sondern nach außen diejenigen Frauen adressieren, die gezielt ein feministisches Frauengesundheitszentrum aufsuchen wollen würden. In diesem Anliegen lassen sich Ansatzpunkte finden, mit denen die Aktivistinnen in einer Linie mit Entwicklung feministischer Kritik sind. Der eigenen Kritik an bestehenden Verhältnissen und den Asymmetrien gesundheitlicher Versorgung im wahrsten Sinne des Wortes Raum zu geben, schloss aus Sicht der Aktivistinnen mit ein, dass eigene Räumlichkeiten das aktivistische Arbeiten auf eine sichtbarere und gewichtigere Stufe heben konnten. Gerade angesichts der Vernetzung in weitere aktivistische Kreise sozialer und politischer Bewegungen, lag es nahe die Projektförmigkeit des FFGZ als eigene Anlaufstelle für Anliegen der feministischen Kritik am Gesundheitswesen und der gesundheitspolitischen Forderungen auszugestalten. Bevor jedoch die konkreten eigenen Räumlichkeiten eruiert und angemietet werden konnten, stand der Gruppe die Diskussion um Körper, Gesundheit und dem größeren Anliegen der *Women's Liberation* im Vordergrund.

## 6.2 Bewusstwerdungsphase mit erster Zielsetzung

Die Aktivistinnen des frühen FFGZ Berlin beschreiben Diskussionen rund um Körper und Gesundheit in den Reihen der Neuen Frauenbewegung als vitale, relevante und dringliche Ebene der Auseinandersetzung. Die in der Frauenbewegung ab 1974 zentrale neue Ebene des Bewusstwerdungsprozesses bedeutete eine verstärkte Suche nach den Wurzeln der politischen Hemmnisse, denen Frauen in der Bundesrepublik und darüber hinaus gegenüberstanden. Die Gruppe des FFGZ Berlin hatte hierzu den Bündelungspunkt zwischen Leib, Gesundheit und Politik vor Augen, den sie in der frauenpolitischen Diskussion insgesamt voranbringen und bearbeiten wollte. Dieser Prozess des Bewusstwerdens tritt in den aktivistischen Schilderungen nicht zuletzt auch als Politisierung der eigenen Biografie zutage. Das Hinterfragen von Selbstverständlichkeiten des eigenen Handelns führte zu Erkenntnisprozessen und der Erweiterung des Sichtfeldes bei gleichzeitiger Schärfung des Fokus. Schilderungen der FFGZ-Anfangszeit oszillieren zwischen Beschreibungen der Weite einerseits und der konzentrierten Fokussierung, auch kleinster Alltagsdetails, andererseits. In der Retrospektive bedeutet dies, jene Details genauer zu benennen, die Beachtung fanden und von den Aktivistinnen mit Bedeutung versehen werden mussten, um sie in den Blick nehmen zu können. Im Folgenden werden Aspekte dieses Bewusstwerdungsprozesses aufgegriffen. Es sind jene Aspekte, die im Rahmen von körperlich-gesundheitlicher Selbsthilfe in feministischen Kreisen entfaltet werden sollten, um an ihnen exemplarisch die Einschränkung durch geschlechterpolitische Ungleichheit zu diskutieren und – qua Umkehrschluss – bislang noch nicht mögliche Selbstbestimmung für Frauen zu markieren. Die Konzentration auf kleinste Details, die im Alltagshandeln bis zur Bewusstwerdung unbeachtet geblieben waren, lässt die Vielzahl der Anknüpfungspunkte erahnen, die im Zuge der damaligen Selbstuntersuchungskurse für die größere feministische Diskussion eröffnet wurden:

»Du, wir waren das im also in innerhalb der Frauenbewegung. ... Überhaupt in in dieser Wandelbarkeit, also in der Zeit, da wars plötzlich, also wurde einem ganz viel bewusst. Erstmal über den eigenen Körper. Also das, das.« A2 00:46:52-1

Die relativ deutliche und doch letztlich abstrakte Erkenntnis dessen, dass die gesellschaftlichen Strukturen erheblichen Einfluss auf Frauenkörper und das leibliche Empfinden hatten, kam aus den transnationalen feministischen Argumentationen der späten 1960er Jahre und wurde in ihren möglichen spezifischen Ausformungen oder Begründungen auch in Berlin diskutiert. Auf der Ebene der Akteurinnen konnte sich diese Erkenntnis auf Handlungsweisen und Alltagserfahrungen rückbeziehen und damit konkretisieren lassen. Aus Sicht der FFGZ-Aktivistinnen der frühen Phase kamen die thematischen Stränge verschiedener Diskussionen zusammen in dem neuen Hinterfragen des bisherigen tagtäglichen Erlebens und Handelns:

»Und dann natürlich hat es was damit zu tun, wat de **isst**. Wie wie wie du dich ernährst, wie du dich kleidest, wie du wie du **gehst**. Dass das kein also, dass du kein Korsett mehr an hast, das war klar, aber ... Und das das gehörte al- eigentlich alles zusammen, ne? Also und natürlich haben die Jungs in fast allen Bereichen dat dat Sagen wieder gehabt, ne? Auch wie auch in der Studentenbewegung. Die Mädels durften kochen oder Wäsche waschen und sie waren die großen Führer, Dutschke mit seinem Gretchen da, ne? Also in der, ja, so. Und und und, deswegen haben sich die Frauen abge- abgenabelt, die wollten da nichts mehr mit zu tun haben, weil, das ist auch unsinnig. Also also ich hatte, ich war nie so radikal, aber mir ging das genauso aufn Senkel. Also, weißt du, man ist in nem, in nem Kreis und redet und aufeinmal kommt der Jungen und und reißt das Wort an sich und fängt an, das ist ja heut noch nicht viel besser, ehrlich gesagt, also. [lacht] Gerade auch an der Uni oder so, wenn pff [unverständlich 00:48:14-9] ja, die haben immer noch diese **Gesten**, ne? So, also grausig.« A2 00:48:19-1

In der Schilderung von Aktivistin A2 finden sich sowohl Ebenen der eigenen Erkenntnis neuer Möglichkeiten als auch ernüchternde Blicke auf Geschlechterungleichheit in bundesrepublikanischen Protestbewegungen. Die Erkenntnis des eigenen Eingebundenseins in hemmende Strukturen, die der eigenen Emanzipation entgegenstehen, führte bei den befragten Aktivistinnen auch zu Versuchen, Befreiungsschläge zu unternehmen und Freiräume für bewegte Frauen zu ermöglichen. Daraus entwickelten sich wie schon zuvor beschrieben, Konzepte rund um Solidarität unter Frauen und die Argumente um selbstbestimmte Frauen, die über alle Fragen ihres Lebens in ihrem eigenen Sinne entscheiden können sollen. Dazu gehörte auch, mit Frauen ins Gespräch zu gehen über medizinische Praktiken und deren Einordnung in politische Hintergründe oder den Blick auf zugrunde liegende Strukturen von Ungleichheit zu richten. Die Aktivistinnen setzten Selbsthilfe nicht nur als schnelles Mittel zum Zweck ein, sondern zielten darauf ab, langfristige Selbstbestimmung zu ermöglichen. Auf dem Weg des eigenen Handelns sollten durch die Elemente feministischer *Self-Help*-Gynäkologie die Behandlungspraktiken der regulär institutionalisierten Medizin infrage gestellt werden können. Dies wurde in den Mittelpunkt der Selbsthilfekurse gestellt, auch indem Möglichkeiten des Innehaltens und Reflektierens gegeben und diese gemeinsam thematisiert wurden. Manche standardisiert durchgeführte medizinische Eingriffe sollten als

gesundheitlich bedenklich und übergreifig gekennzeichnet werden, damit gemeinsame Kritik entwickelt werden konnte, wie es beispielhaft durch Aktivistin A1 erläutert wird. Sie formuliert am Beispiel der in den 1970er Jahren verbreiteten medizinischen Praktik der Kauterisation von Gewebe des Muttermunds, wenn es sich sichtbar verändert hat, exemplarisch die Vorgehensweise der Aktivistinnen vom frühen FFGZ. Zum Kauterisieren wird das Verständnis skizziert, dass sich Gewebe von Schleimhäuten verändern kann auch ohne eine unmittelbare Entfernung oder Verbrennung der Stellen zu benötigen, da sich Veränderungen auch zurückentwickeln können. Hier wird Beobachtung sinnig, um Vergleiche zu ziehen und Erfahrungswerte zu entwickeln. Selbstbeobachtung wird dabei als Unterstützung der eigenen Wahrnehmung herangezogen, um eine genauere Einschätzung der sichtbaren Gewebeveränderung zu gewinnen:

»Kauterisieren ne, also da dann Frauen klar zu machen, dass das nicht nötig ist, dass das sein kann, genau wie im Gesicht, wenn man da mal eine Stelle hast, dass das von alleine wieder weggeht, das man das erstmal beobachten soll. Also diese ganze Sache der Selbstbeobachtung und Selbstuntersuchung, das war eigentlich das radikalste dran, ja, also das finde ich ja heute immer noch, habe ich ja auch als wir mal, glaube ich, vorher gesprochen haben, als ich diese Untersuchung gemacht hab ne. Weil in 20, nach 20 Jahren FFGZ wie wenig die jetzt Selbstuntersuchung machen und, dass das immer noch genauso radikal eigentlich wäre. Also das war so, das wir haben dann in der Volkshochschule, weiß ich noch, hatten wir einen Raum, da lagen wir dann [...] Da hatten wir Tische aufgebaut, wo wir drauf lagen. Ungefähr fünf von uns und dann kamen also wirklich einhundert Frauen oder so und wir lagen da mit dem Spekulum und Taschenlampe und was, und die flanierten vorbei und konnten gucken, ja.« A1(2) 00:22:10

Medizinisches Fachverständnis und Selbstuntersuchung wurden durch die Aktivistinnen vermittelt, damit Frauen wissen und Zusammenhänge verstehen, aber auch, um Handlungsspielräume zu erschließen. Selbstbestimmung ist in diesem Zusammenhang das Ziel, und sowohl als Abwesenheit von Fremdbestimmung zu sehen als auch im Sinne des Kreierens einer eigenen Agenda. Die Anliegen des FFGZ Berlin waren in jener Zeit durch die Forderungen nach Selbstbestimmung geprägt, da innerhalb dieses Terminus beide Ebenen enthalten sein konnten als Zielrichtung der feministischen Arbeit des Zentrums. Die Idealvorstellung, dass Frauen in die Lage versetzt werden können, gezielt einen eigenen Plan und eine Agenda für ihr Leben aufzustellen, findet sich entlang derselben Argumentationsachse, dass es – idealerweise – Umgebungen geben soll, die Frauen möglichst wenig daran hindern, diese eigene Agenda – unter der Berücksichtigung der Solidarität unter (allen) Frauen – umzusetzen. Dies ist die Ebene der Abwesenheit von Fremdbestimmung. Fremdbestimmung als Verbindungspunkt von hindernden Regularien und Verboten, aber auch verstanden als Übergriffe gegenüber Frauen, taucht in den retrospektiven Schilderungen auf. Im aktivistischen Blick zurück auf die frühe Phase des FFGZ Berlin wird das Anliegen, Selbstbestimmung von Frauen zu befördern, plastisch:

»Naja also jetzt im Rahmen von von FFGZ wars, dass du a) bestimmst, ob und wann du Kinder hast und äh wobei wir dann auch gesagt haben, dass uns war klar, dass es Frauen gibt, die nicht das Recht haben Kinder zu kriegen oder die zwangssterilisiert

werden oder ... denen die Abtreibung leicht gemacht wird, weil sie nicht die erwünschten Kinder zur Welt bringen und also Selbstbestimmung aus der Sicht von Frauen aus unterschiedlichen Klassen und ethischen Hintergründen und dann [b]) eben, dass du dass du **Wissen** hast über deinen Körper, ne, das ist nicht eine Klasse von Männern hauptsächlich gibt, die deinen Körper kennen und Entscheidungen treffen, ne« A1(2) 00:47:01-2

Mit Blick auf die Erkenntnisse der frühen 1970er Jahre im Rahmen frauenbewegter Auseinandersetzung um Körper und Gesundheit zeigen die retrospektiven Schilderungen zur Anfangsphase des FFGZ einerseits eine Verspieltheit und Leichtigkeit auf, und zugleich eine Fülle an Details. Aktionsformen waren auf Haptik, klare Botschaften und unmittelbares Verstehen ausgelegt. Selbstuntersuchung als Weg der Politisierung von Interessierten wird genauso aufgezeigt wie das Anliegen den Blick derjenigen, die in Kontakt mit den Aktivistinnen kamen, auf das Hinterfragen der Gegebenheiten des eigenen Alltags zu lenken, also Reflexivität anzustoßen. Gleichzeitig bezogen sich die Aktionsformen durch Praktiken auf die zuvor gewonnenen Einsichten, die mit dem Zusammentragen von Perspektiven auf das medizinische Feld, Krankheitsbilder und Heilverfahren sowie den regen Austausch unter Interessierten gewonnen worden waren. Auf der Ebene der Alltagsaktivitäten des FFGZ Berlin sah die Arbeit zwischen 1974 und 1977 vor, dass beispielsweise durch gynäkologische *Self-Help*-Praktiken reguläre Zustände der vaginalen Schleimhäute von Erkrankungen als unterscheidbar erkannt werden sollten. Im konkreten Fall sollte es möglich werden, dass diejenigen Frauen, die regelmäßig Selbstuntersuchungen praktizierten ein Gespür für ›Regelfall‹ und ›Ausnahmestand‹ entwickelten. Über diese Erfahrungswerte, die besprochen und gesammelt wurden, aber auch über Heilkräuterberatungen zu kleineren gynäkologischen Anliegen, wie bakteriellen Erkrankungen oder Pilzinfektionen der Schleimhäute, und zur Wirkungsweise der einschlägig zugänglichen Verhütungsmethoden, konnten interessierte Frauen das Gespräch beziehungsweise den Austausch im FFGZ Berlin jener Zeit suchen:

»[...] und Taschenlampe und haben dann eben angefangen ähnlich wie, **auch** wie die es gemacht hatten, zu gucken, ja, wie kann man einen Eisprung identifizieren, ne? Was bedeutet das für alternative Verhütungsmethoden? Und von da aus hat sich das dann weiterentwickelt zu Dingen wie- Also leichten Störungen, ne? Also wie Pilze und dann auch Trichomonaden und- Für mich war es mal ein ganz tolles Erlebnis, als ich zur Gynäkologin ging und dann eine Kollegin aus dem Verlag auch bei der war, und die kam zurück mit einem- aber zu viel später, ne? In den 90er Jahren. Mit einem Rezept für oder einer Anweisung, sie soll **Knoblauchzehen** einführen, ja? Und wie sie das machen soll und wie oft und so fort. Und das war allerdings dann auch eine Frau die mal mit dem FGZ irgendwie auch ein bisschen zu tun hatte...« A1(1) 00:05:30-8

Hier wird das Verschreiben von kurativen Rezepten, die aus dem Praxisschatz des frühen FFGZ Berlin stammte, durch eine Berliner Gynäkologin beschrieben, die mit den Ansätzen des Zentrums sympathisierte.

»Also das war meine **Frauenärztin** oder von mehreren von uns wohl und ja wir wir haben einfach mit der, die hat irgendwie Vertrauen in uns gehabt, also ich mein wir waren

ja auch schon irgendwie gestandene Frauen sag ich mal. Wir waren ja keine Teenager oder so 'ne [...]« A1(2) 00:30:31-2

Ansätze des FFGZ Berlin wurden vereinzelt von interessierten und aufgeschlossenen Ärztinnen und Ärzten aufgegriffen. Da etliche Frauen in die Profession der Gynäkologie strebten, die ohnehin mit der Neuen Frauenbewegung beziehungsweise der Frauengesundheitsbewegung sympathisierten, ist für die 1970er – aber auch für die 1980er Jahre – von Verbindungslinien auszugehen. Diese verliefen allerdings nicht nahtlos. Gerade an der Autoritätsfrage um Vorrang von Selbstuntersuchung und Leibesempfinden der Frauen, die in Sprechstunden gehen, gab und gibt es Kontroversen zwischen feministischen Gesundheitszentren und niedergelassenen medizinisch Professionellen. Es bleibt bis in die Gegenwart hinein dabei, dass nur wenige Ärztinnen und Ärzte Frauen darin ermutigen, der Perzeption ihrer Körper eine Autozeption der Leiblichkeitsebene gegenüber zu stellen. Dies schlug sich auch im Rahmen der aktivistischen Einschätzung der Interviews nieder. Die Selbstuntersuchung wird hierfür aber aus aktivistischer Sicht als zentraler Punkt beschrieben und als relevant bekräftigt. Da A1 im Laufe ihrer späteren Hochschulkarriere als Forscherin zur Frauengesundheitsbewegung tätig war, schildert sie Eindrücke zur Veränderung der Frauengesundheitsbewegung. Einerseits seien Einflüsse auf die medizinische Profession zu erkennen gewesen nach den 1970er Jahren – wenn auch nur marginal im Vergleich zu dem, was die Aktivistinnen des FFGZ in der Anfangszeit erhofft und angestrebt hatten – andererseits habe sich die Bewegung selbst stark verändert. Dies sei auch an der Arbeitsweise der aus der Bewegung heraus entstandenen Frauengesundheitszentren erkennbar:

»Aber trotzdem, das war schon interessant zu sehen, dass es dann doch so Auswirkungen hatte [auf einzelne Ärztinnen und Ärzte]. Ja, und die Selbstuntersuchung, das war schon, also was sehr Revolutionäres. Und das war eine Sache, die ich bei dem, bei der Forschung nach 20 Jahren nochmal auch nachgefragt habe, weil ich wissen wollte, wie weit wird das überhaupt noch praktiziert, ne? Und es war so gut wie gar nicht mehr in den Zentren. Ganz wenige, ne? Und im Grunde ist es ja heute noch genauso relevant wie, wie in den 70er Jahren, ne? Die Frauen wissen immer noch nicht, wie sie von innen aussehen, und die Ärzte und die Studenten, ich sag das mal in der männlichen Form, wissen es, ja. Und ... also das ist irgendwie ein bisschen schade, finde ich.« A1(1) 00:06:24-2

Das reguläre Praktizieren von Selbstuntersuchungen durch die Mehrzahl von Frauen, die sich die Aktivistinnen des frühen FFGZ Berlin erhofft hatten, blieb aus. Die Enttäuschung darüber, dass sich die Selbstuntersuchung nicht als geläufige Praktik durchgesetzt hat, wird hier in der Aussage der Aktivistin artikuliert, wenngleich beschwichtigend formuliert.

In der Zeit zwischen 1973 und 1977 hatte die gynäkologische Selbstuntersuchung noch für enorme Aufbruchstimmung sorgen können unter Aktivistinnen, wenn sie gemeinsam praktiziert wurde. Zu erkennen, dass der Blick derjenigen, die bisher jene Bereiche des Unterleibes betrachtet hatten, unnötig exklusiv gewesen war, veränderte – ganz ana-

log zu den Erfahrungsschilderungen aus den USA, die bereits im historisierend rekonstruktiven Abschnitt vorgestellt wurden – für die Aktivistinnen die Sicht auf die Welt:

»Ja. Und das war das war ne schöne Atmosphäre. Es war 'ne gute, 'ne warme Atmosphäre. Ich mein, ich bin nie auf diese diese Veranstaltungen gegangen in die Volkshochschule, also. Und und und und, ich hatte auch nicht diesen missionarischen Eifer, den manche hatten. Also die waren ja wirklich todesmutig. Also stell dir mal vor 'ne ganz normale Frau auch heute, hier, geh doch mal, sag mal 'ner Frau, sie soll bitteschön die Unterhose ausziehen und mal die Beine breit machen und mal im Spiegel sich selber angucken. [...] Also. Aber das war ... ja auch die Frage der Tasten, des Abtasten, das waren ja immer nur die **Ärzte**, die das gemacht haben. Das kann man auch selber machen alles, ne? [...] Oder auch ne Rötung kannst du sehen, ne? Oder ...« A2 01:02:17-7

In der Ausdrucksform ›auch 'ne Rötung‹ sehen zu können, zeigt sich, inwieweit kleinere Reizungen der Schleimhaut zum Politikum werden konnten, wenn es darum ging, dass die Erkenntnis über diejenigen Bereiche, die unhinterfragbar schienen und fremdbestimmt waren, hinterfragbar und kritisierbar werden konnten. Hier stand Selbstuntersuchung als Mittel zur Kritik an Verhältnissen im Raum. Um aber an den ›Aha-**Effekt** des Erkennens des Muttermundes mittels Spiegel und Spekulum zu kommen, mussten die Frauen sich zunächst entkleiden und damit eine erste und zugleich wirkmächtige Hemmschwelle von gesellschaftlicher Konvention überwinden. Dass dies mit erheblicher Abwehr einherging, spricht auch aus den aktivistischen Schilderungen:

»Es war eher so, dass das Berührungsangst. Und auch das das sind die absoluten **Spinner**, weißte? Also, das ist ja. Ja, völlig durchgeknallt jetzt, also weißte? ... Und das war so schwer irgendwie zu vermitteln, dass es also ... so wie Zahnputzen, da guckst du ja auch, ob du gerötetes Zahnfleisch hast. Das sind auch Schleimhäute und da ist es auch Schleimhäute. ... Und das ist nicht da **unten** oder sonst wie, sondern hat alles n Namen, man kann es benennen, man kann es untersuchen, man muss damit umgehen. Das ist einfach **wichtig**. ... Du schneidest dir ja auch die die **Haare** oder die Fußnägel. Die Vagina gehört halt dazu.« A2 01:03:58- 3

Alltäglichkeitsvergleiche konnten – so wird es hier veranschaulicht – das Befremden des ›Spinnerten‹ und des ›Verrückten‹, das als Außenwahrnehmung benannt wird, überwinden helfen. Da der Unterleib derart tabuisiert war, dass die vaginalen Schleimhäute aus dem Ertasten und Betrachten der Frauen heraus fremd erschienen waren, andere Schleimhäute jedoch alltägliches Feld von Ertasten und Beobachtung waren, griffen die Aktivistinnen alltägliche Körperpflegepraktiken als Vergleich auf, auch um Hemmschwellen entgegen zu wirken. Auch Aktivistin A1 beschreibt, dass gerade beim Überwinden der Hemmschwelle die Politisierung einsetzen konnte und gesellschaftspolitische Strukturen der Ungleichheit für Frauen deutlich wurden:

»Und dieses ... ich mein die meisten Frauen waren ja nun schon mal irgendwann bei einem Gynäkologen oder Gynäkologin gewesen, ne. Und wenn du da gesagt hast, also alle möglichen Mediziner, Medizinerinnen haben das Recht so zu wissen wie wir von

innen aussehen, nur wir selber wissen es nicht. Das hatte schon auch was Überzeugendes und dann auch eine Neugier, ne. Also.« A1(2) 01:26:40-5

Dass vereinzelte Gynäkologen und Gynäkologinnen aufgeschlossen waren und diese Sichtweise unterstützten, brachte den Argumentationen der FFGZ-Aktivistinnen gelegentlich entsprechenden Rückenwind ein. Dadurch jedoch, dass jene Unterstützung nicht nachhaltig etabliert wurde, sondern eher der Ausnahmefall in der Gynäkologie blieb, flaute für die aktivistischen Vorhaben der Rückenwind ab.

»[...] Ja, oder dass es nicht zumindest noch mehr- Also, was jetzt sich dann auch ausgewirkt hatte, was war, dass eine Reihe von Ärztinnen oder Ärzten, also Gynäkologen, angeboten haben, Spiegel zu nehmen und mal zu gucken, ne. Aber das ist, glaube ich, inzwischen auch schon wieder in den Hintergrund getreten, ne.« A1(1) 00:06:43-4

Auf die Nachfrage, inwiefern es Zusammenarbeit mit anderen Anlaufstellen wie Ärztinnen oder Ärzten gegeben hat, konkretisiert die A1 an anderer Stelle, dass es zu punktueller Unterstützung kam, sich diese jedoch nicht generalisieren ließe.

»Ja, ja, also jetzt nicht **Massen** von Ärzten, aber so einzelnen und hatten dann immer eine Ärztin [Name der Ärztin], die uns **verteidigt** hat, ne, weil, es war ja dann so, dass kamen dann ja auch Angriffe dann von dieser CDU-Frau, wir seien lesbisch und es sei alles irgendwie total unmöglich was wir da machen. Und die [unterstützende Ärztin] ist dann, hat dann im Rundfunk auch für uns gesprochen und also war, das war ganz wichtig so eine Ärztin zu haben, die hinter uns stand.« A1(2) 00:18:12-3

Die Techniken der vaginalen Selbstuntersuchung sorgten als Politikum für Kontroversen. Denn eine Selbstuntersuchung, bei der sich Frauen den eigenen Unterleib ansehen und ertasten, brach sämtliche Schamgrenzen und Tabus von Körperlichkeit jener Zeit auf, sowohl für reguläre gesellschaftliche Narrative, als auch für interessierte Frauenbewegte, die zum ersten Mal von gynäkologischer Selbsthilfe hörten. Für die Aktivistinnen des FFGZ ist umso relevanter, welches Potenzial diese Brisanz in sich trug. Dies taucht als Narrativ des entscheidenden bewegenden Moments nach der Überwindung der ersten Hemmschwelle auf. Für die Aktivistinnen des frühen FFGZ, war das eigene Bewegtsein durch die ersten Selbstuntersuchungen besonders signifikant. A2 beispielsweise benennt hierin die Verbindung zwischen Hinterfragen des Tabus Sexualität und dem neuen, offenen Umgang unter Frauen als besonders reizvoll – sowohl angesichts der Erkenntnisprozesse, die sich für die anderen involvierten Frauen ergaben, als auch für die Aktivistin persönlich:

»Ja, ja ja. ... Die haben das [die Selbstuntersuchung] ja gezeigt. Also, natürlich lief mir auch n **Schauer** den Rücken runter, weil ich dachte: »Jesus, das ist ja toll.« [lacht] Also. Aber da habe ich das mit Begeisterung aufgegriffen und hab das dann mitgemacht, natürlich. Da, also [Name einer Freundin] ist teilweise, oder [A1] auch, also weißte, die sind **Tatsache** in die Volkshochschule gegangen und haben sich dort oft, haben sie die Tische zusammengerückt und haben sich dort hingelegt und haben ... denen gezeigt, wie man das macht und warum es so nötig ist, warum das wichtig ist, dass wir Bescheid

wissen über unseren Körper. Und wie wir das untersuchen können und wie wir mit der **Blutung**, mit der Monatsblutung umgehen und dass wir da nicht immer diese **Tampax** da rein stopfen, sondern, wie man da also wirklich mit **unserem** Körper, das hat noch **niemand** für uns getan, für **uns** Frauen, ja? Wie wir mit **unserem** Körper lernen umzugehen, ne? ... Und das, das waren die ersten, das wars. Daraus entstand dieses erste Buch. Dieses ›Hexengeflüster‹, dann ›Hexengeflüster zwei‹ und dann kam jetzt schon die bald kam dann die Clio auf, ne?« A2 00:25:33-6

In den Augen der Aktivistin lag ein fundamental bestärkendes Element für Frauen im Überwinden von Schranken. Dieses Überwinden wurde aus ihrer Sicht durch beherzt-offenes Sprechen und Handeln praktiziert, das alte Gegebenheiten infragestellen sollte, um neue Wege und Möglichkeiten zu eröffnen. Unkonventionalität, die einerseits dazu anhielt, bisher tabuisierte Elemente des Lebens als solche erkennbar zu machen, sollte andererseits auch Frauen darin bestärken, die eigene Körperlichkeit nicht als individuelles Schicksal oder als determiniert zu begreifen, sondern im Gegenteil, als strukturell geprägten Zusammenhang, in dem es alternative Umgangsweisen geben konnte.

»Ja, das war was ganz Neues, also, was ich sehr sehr spannend fand, diese Körperlichkeit. Also das war ja unsere Eltern oder meine Mutter, die ... war zwar **relativ** offen, aber darüber **sprechen** oder so, schon **gar** nicht, ja? Und dann waren viele Frauen sind unendlich verklemmt, also so die, auch auch **lesbische** Frauen, also die trauen sich, dich anzufassen oder oder irgendwie so. Also diese **Körperlichkeit**, das fand ich ja so toll, irgendwie. Als dann die Amis kamen, die sind ja auch also die, die sind ja angstfrei, offenbar. [lacht] ... Als die ankamen da mit ihren Spekula, ne? Und das Untersuchen.« A2 00:22:07-9

Selbstuntersuchung als politisierende Aktionsform und Bestärkungspraktik manövrierte an der Grenze zwischen Abwehr und Begeisterung entlang, die mit der Überwindung von Tabus für frauenbewegte Politik einherging. Die Offenheit zur Überwindung von Angst und Hemmung setzt Aktivistin A2 aber allgemein in den Mittelpunkt für die einstige Herangehensweise an Themen rund um Körper, Gesundheit und Sexualität. Hieran knüpft sie auch die eigene Handlungsperspektive der FFGZ-Zeit:

»Also [lacht]. Und das **das** fand ich faszinierend, dass man das **offen** macht, dass man aufhört, da so diese albern Spiele zu spielen. Das dieses, das das 'n **Teil** ist von uns. Und das fand ich so großartig und das endlich mal auch **Frauenärztinnen** gab. Also da da, wenn du immer zu so'n Typ gingst und dann auf diesen Stuhl da. Und das war alles so verknauschart und verklemmt und so. Und dann kam' diese ruchlosen Amis<sup>18</sup> da an und haben in unserem Wohnzimmer in der Dessauerstraße, also in dieser riesigen Fabriketage, ne? Also so, da haben wa ganze Meetings gemacht und dann haben 'se Frauen eingeladen, die ihnen zeigten, wie man's sich bequem macht und schön, wie man sich untersucht und und und, ne? Also so, und wie man das auch **genießen** kann, also diese Körperlichkeit. Und das hat das da, da bin ich dageblieben und hab das also gerne 'ne Weile mitverfolgt. Also, weil das war endlich mal was Vernünftiges war. Also, das war nicht so ... kein Pornographie, weißte? Und all diese verklemmte Art von

18 Dies ist ein augenzwinkernder Verweis auf Mitglieder der *Self-Helpers* aus den USA.

Sexualität [...] Und das fand ich dann ganz toll. Also so **da** hat, da fing dat an, Spaß zu machen.« A2 00:24:23-6

Aus der Erzählung spricht ein neuartiger Ansatz des Politikmachens der damaligen Zeit. Provokation und Kritik sind zwar Bestandteile des Aktivismus, doch ohne, dass sie zwingend mit Abstrahierung vom eigenen Leben einhergingen. Vielmehr wird hier verdeutlicht, wie »Politik zu machen« aus einer Wendung des Blicks heraus entstehen konnte und das Privateste als das Eigene zu entdecken. Dies als neue Ausgangslage für Frauen zu finden, bedeutete eher die Integration als eine Abstrahierung. Politisierungsprozesse anstoßend und dennoch Gemütlichkeit und Selbstsorge pflegend zu sein, findet sich entsprechend hier als Handlungsmotiv. Die Entdeckung des Neuen an Sexualität wird beispielhaft aufgegriffen für die Auseinandersetzung mit den Elementen, die für Frauen bis dahin unbekannt oder fraglos determiniert waren. Die aus Erkenntnis und neuer Erfahrung heraus resultierte Ablehnung bisheriger Beschränkung wird bei der Erzählung ebenso deutlich wie der Wunsch nach Veränderung des gegebenen Standards. Das Gegebene wird herausgefordert und kritisch befragt, sowohl hinsichtlich der Form, der Inhalte als auch hinsichtlich der darin liegenden Machtverhältnisse bestehender Praktiken und Abläufe. Das Neue, was »Spaß« machte an Sexualität und Körperlichkeit, war weder »verklemmt« noch passte es in Kategorien der Objektivität oder Narrative der Pornographisierung von (Frauen-)Körpern, die zu jener Zeit auch aufgrund deren Warenförmigkeit durch feministische Aktivistinnen kritisiert wurde.

Lebendigkeit wird durch die Aktivistin A2 hier betont, in Verbindung mit einer Form der Selbstsorge, die Genuss und Formen der angenehmen Einbettung in die Umgebung bedeuteten. Denn aus der Schilderung der Aktivistin spricht die Kritik an »Verklemmtheit«, der eine bis dahin unbekanntes beziehungsweise unerhörte Offenheit entgegengesetzt wurde. Diese mündete jedoch nicht in eine nächste politisierende Einbahnstraße oder in Rigidität ein, sondern behielt die Offenheit für Lebendigkeit als Ziel. Der »Spaß«, den es für die Aktivistin bedeutete, sich in einer Gruppe zur Frauengesundheitsbewegung einzubringen, begann mit der Enttabuisierung und Überwindung des Verschlussten oder Verschwiegenen und wurde ergänzt durch den Genuss des Neuen, was auch das Zulassen des Genusses des neu entdeckten Eigenen bedeutet. Die Aktivistin beschreibt mit der Besinnung auf das Eigene und die Selbstfürsorge auch die Einbindung von Elementen, die zuvor getrennt waren und nun re-integriert wurden. Aus Sicht der Aktivistin waren die Elemente zuvor unnötig getrennt und abgespalten worden. Die Bestärkung durch die Re-Integration in Empfinden und Genuss von Körperlichkeit verbindet daher die Fragmentierung zu einem Ganzen. A2 nutzt die Formulierung »'n Teil ist von uns«, um die Re-Integration von ausgeblendetem und, wie sie es fasst, durch Tabus entfremdeten Anteilen der Körperlichkeit und Sexualität für das eigene Leiblichkeitsempfinden<sup>19</sup> zu beschreiben.

19 So wurde – wie bereits dargelegt – der Unterleib zuvor nicht als integrierter Bestandteil des Lebens oder der leiblichen Wahrnehmung von Frauen (an-)erkannt, sondern kulturell tabuisiert, so dass auch Frauen selbst die Zone des Leibes mit abwehrenden Begrifflichkeiten wie »Schambereich« oder »da unten« bezeichneten (vgl. Sanyal 2009).

Die kollektiven ›Meetings‹, die laut Beschreibung stattfanden, gaben offenbar über die Eigen-Erkenntnis hinaus ein verbindendes Element, das den Übergang vom Stauen hin zum belebenden Aktivismus ausmachte. Die Begrifflichkeiten von ›bequem‹ und ›schön‹ werden dem ›verknauspert‹ in der Kontrastierung besonders deutlich entgegengesetzt. Bewegte Frauen zeigten einander, dass Körperlichkeit als Leiblichkeit erfahren werden kann, was durch ›Genießen‹-Können ergänzt wurde. Zugleich unterstreicht die Aktivistin, dass derlei Aktivismus ›was Vernünftiges‹ gewesen sei, was auf eine emanzipatorische Handlungsperspektive verweist, die herbeigesehnt worden, aber bis dahin noch nicht vorhanden war. Nun ›endlich‹ etwas ›Vernünftiges‹ zu haben, hieß, die Möglichkeit des Anknüpfens zu bekommen, auch indem Rigidität, Doppelmoral, Tabus, Beschränkung und Abspaltung überwunden werden konnten in einem Aktivismus, der Leiblichkeit als relevant anerkennt und von dort ausgehend die Ebene des Politischen anvisiert. Das bedeutete für A2 eine Form des Aktivismus, der es möglich machen sollte, Individuen als Personen und die zu findende Gemeinschaft zugleich zu bestärken.

Aktivistin A2 grenzt sich an anderer Stelle allerdings, wie ebenfalls sichtbar wird, mit aller Deutlichkeit gegen den ›missionarischen Eifer‹ anderer Aktivistinnen ab, was auch in Verbindung zur Ablehnung von Dogmen steht, wie sie betont. In der FFGZ-Gruppe jener Zeit scheint es zwei Achsen gegeben zu haben: einerseits die beherzte Offenheit und andererseits auch Ansätze aufklärerischer Zielsetzung, die das Erreichen Vieler anstrebten.<sup>20</sup> Die Offenheit der Zeit einerseits und das ›Möglichst-Viele-Erreichen-Wollen‹ andererseits, schien sich symbolisch in der Arbeitsweise zwischen 1974 und 1977 niederzuschlagen, bei der vor allem offene Angebote und offene Gespräche im Mittelpunkt standen. Inhaltlich ging es maßgeblich um neue Integration von abgespaltener Körperlichkeit in Leibesempfinden. Im Austausch von Erfahrungen unter Frauen zu den eigenen Erlebnissen und der eigenen Bedrängnis innerhalb des medizinischen Sektors, wurde die Perspektive auf das größere Politikum von Medizin, Pharmaindustrie, staatlicher Versorgung und die Einengung von weiblicher Körperlichkeit geöffnet.

Zu den Praktiken der Selbstuntersuchung, Selbsttastung und des offenen Austausches unter Frauen, kam damals – zumindest sekundär – auch der Umgang mit Men-

20 Dass dies zu einem späteren Zeitpunkt Vehemenz im Auftreten und den wie von A2 überspitzt ausgedrückt ›missionarischen Eifer‹ nicht ausschloss, sondern mit Voranschreiten der eigenen Institutionalisierung verstärkt bedeuten konnte, legen Reaktionen auf FFGZ-Akteurinnen nahe. Spätestens 1980 wurde die Gruppe mitunter von Außenstehenden bei feministischen Diskussionsveranstaltungen als konfrontativ und dogmatisch auftretend wahrgenommen. Im Rahmen des Gesundheitstages Berlin 1980, bei dem Akteurinnen der ›zweiten Generation‹ des FFGZ eine Veranstaltung mit dem Titel ›Sexistische Sexualität – sexistischer Teufelskreis‹ anboten, kommt es zu verbitterten schriftlichen Antworten von zwei Teilnehmerinnen aus der südlichen BRD, die durch das vehemente Auftreten der anwesenden FFGZ-Frauen brüskiert zurückblickten: »Von wegen wir sitzen alle in einem Boot, hatte ich eher das Gefühl, daß jede darauf aus war, der anderen eins reinzuwürgen und wehe der, die nicht die Meinung der Frauen vom Gesundheitszentrum teilte« (Keller in Kerstan/Wilde 1981: 74). Die damals Mitwirkenden der Veranstaltung waren allerdings scheinbar jene Aktivistinnen, die erst mit oder nach der Eröffnung der eigenen Räumlichkeiten 1977 Teil des FFGZ geworden waren – sozusagen die zweite Generation FFGZ-Aktivistinnen.

strueller Extraktion im frühen FFGZ Berlin hinzu.<sup>21</sup> So spielten Aspekte der Umsicht, der gegenseitigen Rücksicht, aber auch des Vertrauens auf die Mitstreiterinnen und Selbstvertrauen angesichts der eigenen Fertigkeiten in die Anwendung hinein:

»Weil wir hatten auch so'n Vertrauen in uns und und und das **Wissen**, wir wussten **ganz** genau was wir taten. Also da nicht, dass du Angst hast, du kriegst jetzt Kindbett-Fieber oder weißte, also. Wir **wussten** was wir taten. Wir taten es sauber, wir taten es ordentlich, aber es war auch alles nicht **so** gefährlich, also. Auch, ne? Und deswegen, da kam einfach eine rein und dann haben wir das gemacht. Dann wurde auch nicht weiter drüber geredet, das war okay. ... Auf jeden Fall war das schöner als wenn du zu so nem Mann gehst, da so'n, und und dir dann noch 'n Vortrag hält. Ne? Also der dich belehrt, was so das **könnte** schwerwiegende Folgen<sup>22</sup> haben, ne?« A2 00:56:08-7

Auch hier spricht der Unterton des Ensembles im ›Schönmachen‹ mit hinein, der bereits aufgezeigt wurde. Dass ›nicht weiter drüber geredet‹ wurde, wird in Verbindung zu Vertrauen, beziehungsweise in Kontrast zu angstschürenden Vorträgen gesetzt. Die Abgrenzungslinie verläuft hier zwischen der Gruppe, die Menstruelle Extraktion praktizierte und etablierten Ärzten (hier dezidiert männlich konnotiert), die zwar Schwangerschaftsabbrüche durchführten, jedoch dabei Frauen gegenüber belehrend und verzerrend begegneten.<sup>23</sup> Hier wird verdeutlicht, dass es das Anliegen war, einen Rahmen für Frauen zu schaffen, der einen kollektiven, aber äußerst rücksichtsvollen Umgang mit Frauen und ihrem Wunsch, die Gebärmutter Schleimhaut mit oder ohne eine eventuell

- 
- 21 Menstruelle Extraktion wurde nicht nur von manchen Aktivistinnen des FFGZ Berlin aufgegriffen, sondern fand sich bereits im Frauenhandbuch Nr. 2 von *Brot u. Rosen* (1974). Dass hierdurch inspiriert auch andere frauenbewegte Gruppen Menstruelle Extraktionen praktizierten, wird erst allmählich öffentlich (vgl. Interview von Hecht/Riese mit Aktivistinnen einer klandestinen Gruppierung, Beitrag in der taz vom 7. August 2018, abrufbar unter <https://taz.de/Illegale-Abtreibungen-in-den-70ern/!5521063/>; letzter Zugriff: 20. Dezember 2021).
- 22 Hier wird Menstruelle Extraktion geschildert, die auch als Absaugen von Gebärmutter Schleimhaut mitsamt eingenisteter Eizelle gedeutet werden kann. Der Verweis auf ›Belehrung‹ durch einen Mann ist hier gemeint als dramatisierendes Insistieren auf mögliche schwerwiegende *psychische* Folgen. A2 richtet sich gegen den Mythos, dass Schwangerschaftsabbrüche per se traumatisch für Frauen seien. Den Zusammenhang zwischen Schuld komplexen, die gesellschaftlich-diskursiv an Frauen herangetragen werden und die Auswirkungen auf mögliche psychische Nachwehen eines Abbruchs haben können, wurde hingegen im Zuge von frauenpolitisch strukturierten Abbruch-Settings näher betrachtet. Hier konnte aufgezeigt werden, dass Frauen mit entsprechend patientinnenfreundlichem Setting, respektvoller Beratung, Gewaltfreiheit vor, während und nach dem Eingriff, einer tatsächlich selbst getroffenen Entscheidung und wertschätzendem Umfeld eine auffallend hohe Aussicht auf traumafreie Integration des Abbruchs in die Lebensgeschichte hatten (vgl. Knopf et al. 1995 sowie Meyer et al. 1990). Erst später wurden mögliche Zusammenhänge zwischen herabwürdigenden und gewaltförmigen Umständen von Schwangerschaftsabbrüchen und den Auswirkungen auf psychische Gesundheitslagen von Frauen weg vom politisierten Tabu hin zum Gegenstand fachmedizinischer Studien transformiert. Hierbei zeigten sich Resultate, die ältere Studien aus frauenpolitisch bewegten Kreisen bestätigten (vgl. u.a. Stotland/Shresta 2018, Biggs et al. 2017, Major et al. 2009).
- 23 Sowohl die Abtreibungs- und Verhütungsberatung im Frauenzentrum als auch die Gruppe des FFGZ führten hierzu die ›Arztkartei‹, in die Erfahrungsberichte von Frauen in Berlin einfließen, wie sie schon *Brot u. Rosen* öffentlich gemacht hatten.

eingenistete Eizelle zu entfernen, anstrebte. Der Ansatz, dass Frauen angstfrei und in vertraulichem Setting über das Absaugen der Gebärmutter Schleimhaut selbst entscheiden können, ist ein zentraler Aspekt der FFGZ-Gruppe jener Zeit. Menstruelle Extraktion als Möglichkeit der körperlichen oder reproduktiven Selbstbestimmung für Frauen ist mithin eine signifikante Komponente des politischen Schaffens der US-amerikanischen *Self-Helpers*. Dies wurde in die Arbeit der frühen FFGZ-Gruppe zumindest teilweise integriert, wenngleich Menstruelle Extraktion nicht im Vordergrund der Arbeit stand und in der Schilderung der einstigen Aktivistinnen die Frage nach der Umsetzung von Selbstbestimmung für Frauen nicht ausschließlich anhand von eingemieteten Eizellen argumentiert wird.

### 6.3 Wegbereiterinnen der Institutionalisierung

Elan und Eifer, Neugierde und Verspieltheit kennzeichnen die Beschreibungen der frühen Phase im FFGZ. Für die Jahre 1974 bis 1977 wurde dies in den vorangegangenen Abschnitten an Ansätzen zu Körperlichkeit und Sexualität skizziert, bei der eine Entdeckung des Neuen und des Eigenen in Theorie und Praxis durch Selbstuntersuchungen und politische Auseinandersetzungen evoziert wurde. Das vorliegende Unterkapitel betrachtet jene Zeitphase nun mit stärkerem Fokus auf die innere Struktur und die gemeinsame Arbeitsweise innerhalb der FFGZ-Gruppe. Die Aktivitäten und Aktionsformen der Anfangszeit werden im Rückblick der Aktivistinnen bilanzierend in Bezug zu Neuer Frauenbewegung, gesellschaftlich präsenten Diskursen zu Körperlichkeit und Leiblichkeit, aber auch staatlich organisierter Gesundheitsversorgung diskutiert. Der Rückblick von A1 und A2 beinhaltet auch den kritischen Blick auf Errungenschaften der Frauengesundheitsbewegung sowie deren Ausbleiben.

A1 schildert die Umtriebigkeit der frühen Gruppierung, die vielfältig arbeitete:

»Also wir haben dann angefangen in der Stresemannstraße und haben eben Beratung angeboten. Zu der Zeit haben wir auch- guck mal, das war jetzt keine öffentliche Aktion, Menstruelle Extraktion praktiziert. Ja, das hatten wir auch in Oakland [Räusperrn] uns angeeignet und- und [Räusperrn] Ja, und Beratung bezog sich vornehmlich anfangs so auf die, also auf Verhütung und die leichten Pilze, Trichomonaden, so Behandlungen. Später kam ja- Jetzt haben die ja nochmal ganz andere Arbeitsbereiche dazu. Und haben eben, also Ziel war eben Moment, einmal alternative Behandlungsmethoden herauszufinden und dann auch die gängigen anzugreifen, ne.« A1(1) 00:12:25-9

Neben der anfänglichen Beratung, die aus der Gruppe heraus angeboten wurde, werden hier etliche Arbeitsstränge aufgezeigt. So wird die Aneignung von Fachwissen skizziert, die durch Praktiken und Erfahrungen aus den *Feminist Women's Health Centers* ergänzt wurde, als auch die insgesamt fortschreitende Themenbreite, die erarbeitet wurde. Die Aktivitäten zielten ab auf Kenntnis, aber auch die kritische Herausforderung gängiger medizinischer oder staatlicher Gesundheitsversorgung. Mit Blick auf die Gruppierung des frühen FFGZ Berlin selbst beschreibt Aktivistin A2, dass sich die spätere Aufteilung der Wege der beteiligten Frauen schon in den ersten gemeinsamen Jahren abgezeichnet

haben. Der Schwung im großen ›Wir‹ jener Zeit zeigte sich durch das lustbesetzte gemeinsame Arbeiten in der Gruppe und an den ersten gemeinsamen Vorhaben und Publikationen. Doch Ambition Einzelner sei bereits im gemeinsamen Arbeiten deutlicher geworden, was die Aufteilung der Mitwirkenden in neue Projekte ankündigte. In der Schilderung von A2 scheinen sie und ihre Partnerin, auf die beispielhaft verwiesen wird, nach eigenem Bekunden nicht Teil der gezielt Ambitionierten gewesen zu sein, was die weitere Lebens- und Karriereplanung anging. Dies zeigt in der Retrospektive ihrer Erzählung das Zurückziehen der beiden aus der Kerngruppe des FFGZ, was sich angedeutet und später abgezeichnet habe. Diese Andeutungen auf Weggang aus der Gruppe von A2 korrespondieren mit ihrer Betonung des ›Schön-‹ und ›Genussfähig-Machens‹ feministischen Engagements. Der Ausgangspunkt von Aktivismus, bei Unterfangen mitzumachen, die ›endlich was Vernünftiges‹ seien und bei denen der ›Spaß‹ beginne, können dabei als symbolischer Gradmesser für das eigene Handeln aufgegriffen werden.

Die Retrospektive beinhaltet zwei Sprechbewegungen in den Erzählungen von A1 und A2: Einerseits das Lustbesetzte, Spaß-Initiierende im Aktivismus und andererseits – was besonders bei A2 durch ihre Kritik daran zutage tritt – der aufkommende dogmatische, enggeführte Aktivismus. Zwar zollt A2 Respekt und Anerkennung für diejenigen Aktivistinnen, die weniger verspielt im feministischen Handeln waren, doch kritisiert sie auch das Verhärtende, was durch theoretisierte Auseinandersetzung oder Drängen auf Öffentlichkeitsarbeit und Verstetigung eingesetzt habe. Im anfänglichen Bezug auf die Räume, die vorrangig der Offenheit dienten und in denen sich alle Interessierten und Aufgeschlossenen einbringen konnten, verdeutlicht sie die vorhandenen Unterschiede inmitten der gemeinsamen Aufbruchstimmung. Die Gemeinsamkeit im anfänglichen FFGZ Berlin schildert Aktivistin A2 entsprechend, wenngleich sie auch Trennendes benennt, das sich in der Gruppe abzeichnete:

»Fröhlich. Also würd ich sagen. Also wir waren die waren alle alle gut druf, also das war, das sind ja auch **tausende** von Stunden Arbeit drin. Also, ich mein da musste schon musste schon motiviert sein, um das zu machen. Und es gab natürlich, also ich war **nie** ne Intellektuelle, ich hab zwar auch studiert, aber ich hab immer mit den Händen gearbeitet, also ich hab, weißte? Und der Rest war irgendwie, das waren Intellektuelle. Das fand ich ja auch toll, also die Schriftstellerinnen, die Filmemacherinnen, die die die die waren ne andere Sphäre irgendwie, ne? Und die kamen sich auch n **bisschen** als was **Besseres** vor, ehrlich gesagt. Also und [Name der Partnerin] und ich, also wir waren ja jetzt ... sie Sinologin. ... Aber wir waren da irgendwie immer [unverständlich], ja [lacht]. So unser Leben irgendwie, also das war nicht so, **die** waren ja auch ehrgeizig. Die war ... **richtig** ehrgeizig. Die wollten ... die wollten was erreichen. Ne? Also [A1] hatten eigenen Verlag, ne? Und wat hat die für tolle Autorinnen und und alles, ne? Also waren richtig ... ja. Und die wollten auch Karriere machen. Also die waren das waren, also da war ich ganz anders. Also war ich ganz woanders, also. [lacht]« A2 00:49:49-4

Die Reibungen, die innerhalb der Gruppe nicht ausblieben, benennt die Aktivistin ebenfalls. Kernpunkt ihrer eigenen Abgrenzung ist das, was sie an anderer Stelle bereits mit ›missionarischem Eifer‹ einiger anderer Aktivistinnen betitelt hatte. Ebenso die Kluft zwischen Intellektualität auf der einen Seite – sinnbildlich als Arbeit mit dem Kopf –

und auf der anderen Seite der Arbeit ›mit den Händen‹, so thematisiert sie mehrfach die Konfliktlinien:

»[...] also ich konnte die Rigidität nicht ab. Und da bin ich hab ich mich aber nicht weiter, also ich hab nicht gestritten oder so. Ich bin einfach **weg**geblieben. Weil mir dat zu **doof** ist, also außerdem, es war mir **unwohl** dabei. Also, ne? Und äh und die Intellektuellen, die, also ... die Frau [Name einer Aktivistin außerhalb des FFGZ]. Die hat ab und zu mal geladen und ich bin dann auch mal geladen worden und dann hat sie irgendwie über Themen und über über und über und über und so ... geredet. Und ich hab mich gelangweilt ohne Ende. Also ich ... das war nicht meine meine ... Auseinandersetzung. Also, mit dem Leben oder mit der Arbeit oder so. Und die haben das eher auf so ner intellektuellen Ebene gehabt, ne? Und da da ... und da unterschieden wir uns schon. Also.« A2 00:51:01-8

Aus der Rückzugsbewegung, die hier beschrieben wird, lässt sich ebenso wie mit dem ›da war ich ganz woanders‹ leise anklingend das Verlassen der FFGZ-Gruppe herauslesen. Die Aktivistin zeichnet in ihren Beschreibungen ein Bild des Suchens nach Gemeinsamkeiten und des Meidens von Streit ihrerseits innerhalb der Neuen Frauenbewegung. Ihr Fokus, der auf der Kollektivität von frauenbewegten Anliegen und der Bezugnahme von Frauen aufeinander, dem Einbezug der künstlerischen Szene und damit letztlich ihrer Freude, dem ›Spaß‹, der Lebendigkeit von politischem Engagement lag, wurde beeinträchtigt durch eine Form der Ambitionierung, der sie sich nicht zuordnete. Eigene Ambitionen skizziert sie hinsichtlich der qualitativen Verbesserung von Lebendigkeit selbst, in zwischenmenschlichen Begegnungen und im Präzisieren der eigenen politischen Anliegen. Dabei konnten die Anliegen und auch Formen des Aktivismus mitunter durch Radikalität geprägt sein.

Die Verunsicherung derjenigen Ärzte, die durch das FFGZ Berlin oder andere Gruppierungen der Frauengesundheitsbewegung kritisiert und provoziert wurden, scheint beispielsweise auch in der retrospektiven Schilderung lustbesetzt und daher in das Narrativ des eigenen Aktivismus integriert. Die vielen Stunden Arbeit und die Anstrengungen der Mitarbeit in der FFGZ-Gruppe bereiteten mit aller enthaltenen Aufsässigkeit für A2, wie für andere Aktivistinnen der Zeit, Freude. Die Schilderungen der aufwendigen Arbeitsweise für Vorbereitung der ersten Publikationen des FFGZ und ihrer Ergebnisse, beinhalten die Reflexion dessen, dass die Provokationen seitens der Aktivistinnen konkrete Effekte hatten. Diese lösten in der Gruppe mitunter Begeisterung aus, wenn deutlich wurde, dass der eigens betriebene Aufwand sich so niederschlug:

»Und diese diese **Macht**, diese **Männer**macht über Frauenkörper, ne? **Das** war das war **irre**. [Das Buch ›Hexengeflüster‹] Es war wie ne Bombe, die einschlägt, ne? ... Und das kann man sich gar nicht, das ist auch ... also so hilflos. Ich hab ja selber erst einmal reinge/also so süß eigentlich, ne? Also [lacht]. Aber aber **das** wars. Ich mein, das wars. Das **genau**, das wars. ... Und das Zweite war ja schon n bisschen professioneller, also das ist ja schon n bisschen besser oder so. Aber ist auch auch im Grunde genommen auch egal, weil das/und dann kam die Clio noch dazu. Und ja, das war das war ganz ganz wichtig. Also da, was **damit** abgetreten wurde oder **los**getreten wurde überhaupt erst, ne? Das kannst du dir gar nicht vorstellen. Auch die **Männer**, Ärzte waren verunsichert.

Es gingen ja **Listen** überall rum. Die wurden auch veröffentlicht. Heute ist das Internet und die werden bewertet, aber damals gab es richtig veröffentlichte Listen, die hingen in den **Bioläden**. ... Da waren **Listen**, Doktor so und so ist 'n Schwein, Doktor so und so ist n Idiot, Doktor so und so hat das und das gemacht. Geht ja nicht [hin]. Ihr wurdet gewarnt vor, Frauen wurden gewarnt vor verschiedenen Gynäkologen. ... Und es gab ne Liste von Gynäkologen, zu denen man **gehen** konnte, ne? Also. ... Und und dieses Aufbegehren plötzlich, wo wo die ... also die waren **fassungslos**.« A2 01:41:43-6

Die ›Fassungslosigkeit‹ diverser Ärzt:innen angesichts der Artikulationen des FFGZ Berlin, oder der Frauengesundheitsbewegung im Allgemeinen, konnte zu diversen Reaktionen führen. Einerseits konnte dies in öffentliche Anfeindungen des FFGZ durch Ärzt:innen oder die entsprechenden ärztlichen Vereinigungen münden. Andererseits ging die erste Fassungslosigkeit zuweilen auch in die punktuelle Zusammenarbeit mit den Aktivistinnen der FFGZ-Gruppe über:

»Naja, naja wir haben dann eben angefangen die Sachen zu machen, die wir aus der USA gehört hatten und haben das dann auch erweitert mit den so alternativen, ich meine das haben die ja auch schon noch die ganzen alternativen Geschichten mit Joghurt und Essig und Knoblauch und sofort. Und was dann so dazu kam war dann eben die aktuellen politischen Geschichten also äh was sich zu dir also uns gegen die Pharmaindustrie zu äußern und das Diaphragma wieder einzuführen, ne. Wir haben ja dann ähm [...] mit Ärzten und Ärztinnen zu tun die die eigentlich keine Ahnung hatten von Diaphragma und haben denen gezeigt äh wie ein Diaphragma eingeführt wird und verschiedene Größen und sowas ...« A1(2) 00:17:40-3

Auf Diaphragmen und die punktuelle Zusammenarbeit mit Ärzt:innen wird im Folgenden noch eingegangen, doch zuvor ist eine weitere elementare Komponente, die mit dem ›Fassungslosmachen‹ von Ärzteschaften und allgemeiner Öffentlichkeit der Aktionen der Frauengesundheitsaktivistinnen einherging im Fokus. A1 und A2 sehen retrospektiv die Überwindung von Scham als besondere Einflussnahme des FFGZ Berlin an. Durch die Auseinandersetzung mit Selbstuntersuchung und frauenbewegten Praktiken seien viele Menschen zur Offenheit gekommen, was die Umgangsweise mit Körperlichkeit und Leiblichkeit im Allgemeinen angeht. Hier wird resümiert, dass die Neue Linke, die Neue Frauenbewegung und besonders die Frauengesundheitsbewegung einen Einfluss hin zum Positiven gehabt habe:

»[...] Die Vagina gehört halt dazu. ... Aber heute ist das das ist natürlich toll. Ich hab nen Enkelkind, die ist jetzt zwölf Jahre alt. Ne? Und die [Name der Enkeltochter], die ist ganz oft hier und jetzt fangen [sic!] die an Sexualkunde in der Unterschule und die erzählt mir das und die hat so ne **vollkommen** andere Haltung dazu. Also das ist so großartig, ne? [...] Und darüber zu reden, das kann man jetzt machen. Und auch mit deinem Alter oder auch jünger. Aber das war zu der Zeit [damals] **nicht** möglich. ... Also mein mein meine Mutter oder meine Oma oder irgendeiner von, die hätte gesagt: ›Du bist **schweinisch**. Du bist du das das ist also Schweinkram. ... Das ist absoluter Schweinkram, was ihr da macht.« A2 01:05:22-8

Die Progressivität der FFGZ-Arbeit wird beschrieben als ein Element, das Tabus infrage stellte und Frauen darin ermutigte, die eigene Leiblichkeit umfassend wahrzunehmen. Der Diskurs zu Körperlichkeit und Leiblichkeit habe sich dahingehend geöffnet, dass junge Frauen der jüngeren Zeit weniger Hemmschwellen erführen bei der Eigenwahrnehmung oder Eigenthematisierung, wie Aktivistin A2 als wertvoll – ›das ist natürlich toll‹ – betont. Darin wird gleichzeitig die Negativfolie des eigenen Aufwachsens retrospektiv aufgezeigt und hervorgehoben. Die Normalisierung, die eingewoben wird – ›das kann man jetzt machen‹ – und an der Alltäglichkeit des Sprechens über Sexualität festgemacht wird, korrespondiert mit der Freude über offenbar gelungene Veränderung – ›also das ist so großartig, ne‹ – in der Öffnung des alltäglich Sag- und Machbaren.

Zusammenarbeit mit Ärztinnen und Ärzten hinsichtlich des Umgangs mit neuer Körperlichkeit und Leiblichkeitsempfinden war für die Aktivistinnen der Frauengesundheitsbewegung – trotz aller konfrontativen Haltung sowie Kontestation von Autoritäten und Herrschaft – erwünscht, insofern die Aktivistinnen davon ausgingen Einfluss nehmen zu können. Gerade in der Arbeit mit Diaphragmen kann das im Prinzip auch im Rahmen der lustbesetzten Anfangszeit beispielhaft aufgezeigt werden, denn es lag in der Vorgehensweise auch die Hoffnung auf Verstetigung dieser Form der Zusammenarbeit. Dass Ärzt:innen als Interessierte an die FFGZ-Mitwirkenden herantraten mit dem Ziel Fertigkeiten der bewegten Frauen erläutern zu bekommen, entsprach dem Ziel der Gruppe. Denn Offenheit und Austausch zu erreichen beziehungsweise Hierarchien im medizinischen Setting abzubauen, waren zentrale Vorhaben. Diese Ansätze finden sich in den ersten und durchaus selbstbewussten Publikationen. Wie bereits skizziert, fiel die Arbeit an den Büchern ›Hexengeflüster‹ und ›Hexengeflüster 2‹ zeitlich zusammen mit der Suche nach eigenen Räumlichkeiten für ein eigenes Frauengesundheitszentrum. Zeitgleich konkretisierten sich die politischen Anliegen der Frauengesundheitsbewegung durch die gemeinschaftliche Skandalisierung des Medikaments ›Duogynon‹ jener Zeit:

»[...] Ne? Das Duogynon, was bei schwangeren Frauen [gewirkt hatte] Also, dass Behinderungen bei den Kindern auftraten. Und dann war ich ganz erstaunt, dass das- Da war jetzt ein Gerichtsfall, wo jemand, der eben vor vielen Jahren dadurch behindert zur Welt gekommen ist. Das haben sie jetzt als verjährt erklärt und Schering hat sich jetzt total geweigert, da irgendwie drüber zu reden oder was. Und ich dachte, das kann doch nicht sein. Wir haben das doch damals schon, ne? Also ich weiß nicht, ob in dieser Ausgabe von ›Hexengeflüster‹, aber wir hatten dann- waren **damals** schon Aktionen, ne. [...] Also das war, da hatten wir eben Aktionen, die äh also ... mit Interviews, mit auch teilweise- wir haben auch einiges an **Demonstrationen** gemacht, wenn was im Gericht verhandelt wurde. Und dann haben wir eben mehr und mehr auch also, diese, bei Geburten« A1(1) 00:13:50-3

Die inhaltlich-politische Arbeit der Gruppe war vielfältig und erforderte genaue Kenntnis von Akteur:innen des pharmazeutischen Feldes sowie der fachlichen Ebene wie beispielsweise der Wirkungsweise von Medikamenten. Die Arbeit zum Spezifikum Frauengesundheit umfasste die Auseinandersetzung mit Erkrankungen der vaginalen und uterinen Prozesse, mit Schwangerschaftsabbrüchen, aber auch mit den mitunter extremen

Gefahren, denen Frauen durch Produkte der Pharmaindustrie ausgesetzt sein konnten. Dies brachte die Gruppe des FFGZ Berlin auf die Recherche nach Kräutern, Menstrueller Extraktion und Körperpflege, deren Ergebnisse teilweise im ›Hexengeflüster‹ (beide Auflagen) überliefert sind. Der Zweig der Recherche zu Heilkräutern und Heilkunde wurde ab 1977 offenbar nicht maßgeblich vertieft:

»[...] Nein, eine Sache war dann- wir haben diese Forschung zu Kräutern und so gemacht, aber dann auch festgestellt, dass man- also, dass wir da auch eigentlich noch länger forschen müssten, um zu sehen, ob da auch irgendwelche Nebenwirkungen sein könnten.« A1(2) 00:14:41-6

Mit der Reflexion zu Gefahrenpotenzialen der eigenen Handbücher verband sich das tendenzielle Abstandnehmen von Heilkrautempfehlungen oder, anders ausgedrückt, das Zurücktreten von der eigenen Position als umfassend Heilkundige. Es ist auch ein Schritt der Markierung der eigenen Professionalität, dass der eigene Kenntnisstand zu Nebenwirkungen kritisch reflektiert und das Postulieren von ungesicherten Aussagen abgelehnt wurde. Auch die Verlagerung der thematischen Vertiefung des Heilkundigenstrangs auf einen eventuell späteren Zeitpunkt gehört zu diesem Schritt der Professionalisierung. Ein weiterer war fraglos die Suche nach eigenen Räumlichkeiten, mit der sich gleichzeitig die Hoffnung auf Bündelung der eigenen Publikations- und Rechercharbeit verband. Die Geschichte der Suche nach geeigneten Räumlichkeiten als Schritt zur Institutionalisierung der Anliegen des FFGZ Berlin wird dabei skizziert als Abgrenzung vom Frauenzentrum, da die Räumlichkeiten dort zu klein geworden seien:

»Achso ja das war, das war schon schwierig, also wir waren ja erst, erst war es in der Hornstraße das Frauenzentrum und da war eigentlich überhaupt, also das und dann gingen, waren wir in der Stresemannstraße und da hatten wir dann nen Raum ja zwei mal in der Woche oder, Gesprächsstunde und haben dann überlegt, dass wir gerne unsere eigenen Räumlichkeiten hätten und ja dann kam Lichterfelde [...] Haben wir schließlich da, das war ein bisschen wirklich außerhalb so, aber war ganz schön, mit einem Vorgarten und so und nur das war dann eben von von nicht so ne günstige Lage. [...] Ja und wir hatten ja auch nicht viel Geld ne, das was war ja noch die andere Sache.« A1(2) 00:32:21-1

Die Überlegung zu einem eigenen Ort für die Aktivitäten der FFGZ-Gruppe brachte Bewegung in die Sicht auf die eigene Arbeitsweise und die Notwendigkeit, wirklich erreichbar für Interessierte zu sein. Mit der Suche nach Räumlichkeiten begann gleichermaßen die Frage nach eigenen finanziellen Mitteln. Denn was zuvor in vielen Stunden unbezahlter Arbeit ›lustvoll‹ geleistet wurde, entwickelte sich mit der Verstetigung eigener Arbeitsräume und der eigenen Arbeitsweise zu einem Feld, das neue Aushandlungen und Notwendigkeiten mit sich brachte.

Um die Emphase der frühen Zeit des FFGZ Berlin sowie die damaligen Ansätze greifbar zu machen, kann es hilfreich sein, die Abgrenzungsbewegungen innerhalb der aktivistischen Beschreibungen zu betrachten. Denn wenn retrospektiv resümiert wird über die verbliebenen Baustellen des eigenen Engagements, treten auch distanzierende

Grenzziehungen zutage. Da A1 und A2 in den Interviews gebeten wurden, Einflussnahmen der Frauengesundheitsbewegung und des FFGZ nachträglich einzuschätzen, antworteten beide Aktivistinnen mit sehr persönlichen Bezügen. A2 beispielsweise schilderte entlang autobiografischer Details die einstige Ausgangslage und setzt die eigene Politisierung in Verbindung zu Erlebnissen. Sie sieht Teilerfolge nicht nur bei der Erweiterung von Spielräumen des Sprechens zu Körperlichkeit und Leiblichkeit, sondern auch im Handlungsspielraum gegenüber Institutionen, den sie sich einst für alle Frauen wünschte. Das eigene individuell-entschlossene Handeln von einst wird als nicht selbstverständlich rekonstruiert, sondern manches als glücklicher Einzelfall beleuchtet:

»Ja das ist n Unterschied [heute], ja. ... Aber es ist auch 'ne Möglichkeit zu wählen hin. Also wenn sie sie da Angst haben vor, das Kind so normal auf die Welt zu bringen. Also wie ich meine Kinder bekommen hab muss ich auch sagen. Das war relativ sadistisch, also. Also da ich mein, das war 68 und 69, sind meine beiden Kinder geboren, ne? 68 war ich ja auch in **Stuttgart**. In **Stuttgart** in der Frauenklinik, ja? Also die sind mit mir umgegangen, also ... **unglaublich**. Also das waren ja alles noch Nazissen. Das waren ja die Krankenschwestern von vom vom ›dritten Reich‹, ne? Und die hatten nen **Ton** drauf, gegenüber Frauen. Also. ... Und als ich dann die [Name der ersten Tochter] so bekommen hab und ich dachte, also das ist ja **ungeheuerlich**. Ungeheuerlich. Also ich war immer schon sehr durchsetzungs/also ich mein, ich hab mir nicht so viel **gefallen** lassen. Aber die [**Name der zweiten Tochter**], die 'n Jahr später geboren wurde. Da hab' ich mir die Klinik selber ausgesucht. Da bin ich, das Stuttgart Anthroposophen, ja? ... **Da** hab ich die große Chance. Aufm Sonnenberg hieß der die Klinik. Da hab ich [...] 'nen alten Arzt ... ja son Demeter-Anhänger, weißte anthropotiv. Wunderbar. Und **dem** hab' ich gesagt: ›Ich **möchte** mein Kind alleine kriegen. Bitte. Und nicht im Liegen, ich möchte‹ Ich hab mein Kind **so** bekommen. Und das hat er erlaubt. Er hat gesagt: ›Hier ist die Klingel. Mach wat de willst. Wenn irgendwat **ist**, klingel.‹ ... Weil der kannte das noch von früher, ja? ... Und dann durfte ich mein Kind/hab ich in eineinhalb eine Stunde war dat Ding da. ... Also. Und ich konnte mich entlassen so wie so wies wie ich mich fühlte, also ich hatte gar keine Philosophie. Hab auch gar nicht viel gelesen, aber ein Gefühl hatte ich immer. Für meinen Körper, den habe ich **geliebt**. Ne?« A2 01:55:12-3

Die Liebe zum eigenen Körper wird als Besonderheit beschrieben. In den Geburten der beiden Töchter schildert Aktivistin A2 ein vor-politisierendes Moment der eigenen Biografie, die später in die Frauengesundheitsbewegung einblendete. In den 1970er Jahren wurden Themen zu Gewalt in der klinischen Geburtshilfe durch die deutschsprachige Frauengesundheitsbewegung aufgegriffen und durch die spätere Geburtshausbewegung weiterentwickelt (vgl. Stolzenberg 2000). Insofern kann der Verweis auf die eigenen Erfahrungen und den Selbstbestimmungswillen in den späten 1960er Jahren durch die Aktivistin auch verstanden werden als ein Integrieren der eigenen Haltung in die Biografie. Die gesundheitspolitisch-frauenbewegte Aktivistin selbst rekonstruiert den institutionellen Allgemeinzustand und besondere Ausnahmen der damaligen Geburtshilfe im autobiografischen Rückblick, auch als Hinweis auf Erfahrungen, die Frauen zu jener Zeit machten. Dies ermöglicht der Aktivistin im Entfalten der eigenen Erzählung auch den kritischen Blick auf die jüngere Zeit:

»Also, und deswegen, also. ... Und wenn die Leute heute oder die Frauen... also ich würde sagen der gleiche Prozentsatz, der sich fürs [lacht] ihr sein eigenen, die sind genauso gleich wie früher. Also ich kann mir nicht, also die Meisten gehen zum Arzt, lassen sich dort behandeln. Nehmen diese Mittelchen, ... essen die Pille. Also ganz also **ganz** schreckliche Sachen, eigentlich alle. Was die ihrem Körper wieder antun. ... Und aber sie sind aber auch sind auch nicht mehr so so **beschissen** wie damals die Frauen. Also die haben auch viel viel mitgenommen. Sind sehr viel selbstbewusster. Aber tja ... ja. Die müssen halt, die müssen halt Medikamente nehmen.« A2 01:57:22-8

Der Blick auf die Kontinuitäten in der – aus der Sicht der Aktivistin mangelhaften – Geburtshilfe lässt A2 ein differenziertes Bild zeichnen, das alles andere als eine ›Erfolgsgeschichte‹ der Frauengesundheitsbewegung vermuten lässt. Hier wird im Rahmen von Gegenwartseinschätzung betont, dass die Frauen ›heute‹ einerseits zwar ›selbstbewusster‹ in der eigenen Biografie seien, jedoch gleichsam fixiert auf Lösungen und damit einhergehend in der Grundhaltung affiner gegenüber Medikamentierung. Auf die zwispältigen Reformen in der Geburtshilfe, die zu den problematischen Teilbereichen der Frauengesundheitsversorgung gehörten, zielt auch die reflektierende Einschätzung der frühen Aktivistin A1 ab:

»Ne, ne, ich meine auch Erfolge, ob Erfolge noch, das haben wir eben schon gesagt, dass es leider eben heute, habe ich gesagt, aber ja nicht nur in dem Bereich, ja auch Rückschritte gibt. Aber Erfolg war schon, dass ganze viele Frauen ein anderes Körperbewusstsein dadurch entwickelt hatten und eine andere Kritikfähigkeit und eine andere Durchsetzungsfähigkeit. Und, eh, also, im Umgang mit Ärzten und auch mit Geburt und mit, eh, mit Schwangerschaftsabbruch und, und, mit Behandlungen. Also nicht mehr alles akzeptiert haben. Also das, denke ich, das hatte schon eine Breitenwirkung. Weil dieses Buch, also das ›Hexengeflüster‹, ich mein wir haben da so 60-, 70.000 von vertrieben. Und das hatte ja auch etwas von, also so ein Buch ist ja, wenn eine Person es kauft kannst du denken, dass es zwei, drei es lesen, ne. Also das hat schon eine ganze Menge Frauen erreicht. Und dann die internationale Vernetzung auch sehr wichtig war. Also diese Zusammenarbeit mit Frauengesundheit auf internationaler Ebene, Bewusstseinsentwicklung bei uns wie es Frauen in anderen, anderen Gegenden und aus anderen, ja, Hintergründen, die es denen geht und, also da auch selbstkritischer zu sein mit seinen eigenen Einschätzungen. Und was ich vorhin sagte mit Schwangerschaftsabbruch, dass es eben nicht nur darum geht, das zu fordern, sondern eben auch zu fordern, dass Frauen Kinder haben dürfen, können, wenn sie wollen. Und ... ja das würde ich so als die Erfolge verzeichnen.« A1(2) 01:42:31-3

Nach dem Erreichen vieler Lesenden durch ›Hexengeflüster‹, blieben offenbar erhoffte Ziele hinter den Erwartungen zurück. Die Sensibilisierung von Frauen gegenüber Gesundheitsthemen und medizinisch-pharmazeutischen Hierarchien findet sich als Zielsetzung in der Erzählung der Aktivistin. Dabei wird ein Teil-Erfolg des eigenen Aktivismus ausgemacht, indem bereits durch Einzelne viel bewegt worden sei. Doch der Verweis auf die ›Rückschritte‹ wird klar formuliert. Der aktivistische Rückblick enthält kein ›Ja‹ zu Erfolgen ohne ein ›Aber‹.

Die gegenwärtige Arbeit der frauenbewegten FGZ der Bundesrepublik oder des deutschsprachigen Raumes wird von den frühen Aktivistinnen als Leistung anerkannt, jedoch eher auf der Ideations-Ebene skizziert. Die Zentren werden vor allem an ihrer Öffentlichkeitsarbeit gemessen, was den frühen Aktivistinnen auf der Abgrenzungsfolie zur eigenen Vorgehensweise in den 1970er Jahren erscheint. Von der Einschätzung der früheren Aktivistinnen ausgehend, scheint sich die Bewegung einst erhofft zu haben, dass die Öffentlichkeitsarbeit der Zentren internationaler und divers geprägt sein würde – und die Arbeit der Zentren insgesamt deutlichere Wirkung entfalten würde:

»Und also die anderen, also Genf war ja auch sehr aktiv. Das Gesundheitszentrum. Die haben sehr viel international gearbeitet auch und hatten ganzes Programm, Trainingsprogramm für Frauen aus anderen Ländern. Und, die Baustellen, ja für mich ist immer noch eine Baustelle, der nicht vorhandene Kontakt mit Migrantinnen und mit Frauen aus anderen, aus nicht Weißen, eh, Gruppen. Und dass das FFGZ es irgendwie nicht geschafft hat sich, sich also von den Mitarbeiterinnen her, Women of Color zu haben. Weil, also, ich der Meinung bin, dass wenn das Team gemischt ist, dass dann auch ne andere, ein anderes Publikum da ist. Dass einfach türkische oder arabische Frauen nicht in so ein Weißes Alternativ-Team geht, sondern dann eher zu irgendeinem Arzt geht. Und, das ist leider, also über die Jahrzehnte, da ist das FGZ ja nicht das einzige, sondern die Frauenbewegung allgemein, Frauenprojekte, bis auf eben die Projekte, die es auch ändern mussten, weil einfach, also die Frauenhäuser, weil sie dann mit so vielen Migrantinnen auch zu tun hatten. Also das sehe ich so als eine Baustelle. Und, und sonst, dass leider diese Aufbruchstimmung in der Form nicht mehr da ist und dadurch auch nicht so diese radikaler an die Öffentlichkeit gehen, nicht mehr so vorhanden ist. Also so Dinge wie wir jetzt gesagt haben was mit Mädchen Medizin da gemacht wird, also dass Mütter eben nicht auf die Straße gehen und sagen »Also hier«. Oder auch, dass einfach, also, das zu organisieren, dass sie andere Mütter aktivieren, dass sie nicht ihre Mädchen dahin schicken und die Ärzte dadurch auch, dass da irgendwie auch ein Riegel vorgeschoben wird. Dass die Geldmacherei damit auch irgendwie gestoppt wird.«  
A1(2) 01:45:09-7

Öffentlichkeitswirksamkeit und Einflussnahme von Zentren der Frauengesundheitsbewegung wurde eigentlich anders angedacht: die Aktivistin kritisiert die aus ihrer Sicht ungenügende Öffnung der Zentren gegenüber Frauen mit Migrationshintergrund und die ausgebliebene Institutionalisierung als Gesundheitszentren für *alle* Frauen. Hinzu kommt die Kritik an der ausgebliebenen Wirkung der Frauengesundheitsbewegung auf das allgemeine Verständnis von Medizin und Pharmaindustrie. Die Sensibilisierung der Öffentlichkeit zu Frauengesundheitsthemen sei schließlich zurück gegangen. Besonders das gegenwärtige »Nicht-Hinterfragen« vieler Mütter hinsichtlich des beschriebenen Eingriffes in den gesunden Frauen- und Mädchenkörper wird problematisiert. Die Tragik, die es aus Sicht der Aktivistin bedeutet, wenn Mütter ihre Töchter Behandlungen wie HPV-Impfungen unterziehen bevor noch umfassend die Gesundheitsschädigung der hierbei eingesetzten Mittel überprüft wird, scheint Fassungslosigkeit auszulösen, wenn die Aktivistin um Worte zur klaren Benennung ringt.

Auch Aktivistin A2 verweist auf ausgebliebene Effekte der Frauengesundheitsbewegung oder der Neuen Frauenbewegung allgemein. Sie betont wie »reaktionär« manche

Entwicklung für Frauen verlaufen sei. Dies habe auch zu einer inneren Leere beigetragen als Aktivistin. Um Bitterkeit zu vermeiden und die Lebenslust aufrecht zu erhalten, habe sie letztlich einen Rückzug aus der FFGZ-Gruppe angetreten:

»Ach, es ist schwierig zu sagen. Also, irgendwann, weißte, das, ich, musste vergleichen wie Sozialarbeit. Wenn du als Sozialarbeiterin arbeitest, hab ich nie getan, aber ich hab's **gesehen**. Irgendwann bist du **leer**. Du bist fertig. Du kannst nicht mehr. Du kannst nicht immer nur Geben. [...] So. Und so ist es auch, also du hast **so** viel gearbeitet für die Leute, **unentgeltlich** und wirst noch nichtmal **namentlich** erwähnt. Ja? So. Irgendwann ... **musste** deine eigenen Sachen machen. Ich musste Geld verdienen, ich wollte es auch, also. Außerdem hatte ich ganz andere, ich fand's vergnüglicher, also mit [Name einer Freundin] zu tanzen [...] Also [lacht]. Ehrlich das ist, für mich ist es auch also eher ... wie 'n gutes Essen ist, ist die Liebe dafür da, dass man sie genießt, aber ich kann sie nicht als Ideologie ansehen, das geht **gar nicht**. [...] Die Baustellen, also siehste an jeder Ecke, wenn du willst. Also, guck dir das doch an. Wie wie reaktionär die ganze Sache wieder geworden ist, weil auch die Frauen die Schnauze voll hatten. Die wollten mal wieder hübsch sein, weißte? Das haben sie in der Kosmetik vergessen.« A2 01:50:53-3

Die Kritik der Aktivistin spricht einerseits konkrete Aspekte der Notwendigkeit zu Erwerbsarbeit, dem Wunsch nach Sichtbarkeit des eigenen Engagements und dem Ausbrennen innerhalb feministischen Aktivismus an. Hinzu kommt jedoch andererseits die kritische Anmerkung, dass aus der ›Liebe‹ keine Ideologie geformt werden könne. So wird auch infrage gestellt, inwiefern es möglich ist etwas Bewegliches zu institutionalisieren, sei es in Form von Räumen oder einer Ideologie. Die Liebe als Hauptmotiv des Engagements – so der Umkehrschluss – habe sich in der Institutionalisierung von Inhalten der Neuen Frauenbewegung nicht halten lassen, weder für Aktivistin A2 noch allgemein.

Mit dem kritischen Blick auf Institutionalisierung korrespondiert auch eine Reflexion der Zeit, denn Ansatzpunkte der einstigen Kritik hätten sich verschoben. Einst sei die Medizin autoritär aufgetreten und habe sich durchaus durch aufbegehrende Frauenkollektive erschrecken lassen. Nun jedoch seien nicht weniger brisante, doch weniger angreifbare Erscheinungen der Medizin ein Problem. Dies sei durch die noch stärkere Anpassung der medizinischen Institutionen an Marktförmigkeit und Warenförmigkeit ihrer Arbeitsschritte begleitet. Selbstbestimmung von Frauen leide unter Handlungsspielräumen, die angesichts von monetär nicht finanzierten Tätigkeiten ausbleiben:

»Oder 'n **Businessmann**, der, wat weiß ich, Fahrräder verkauft. Also egal, dat sind ja Ärzte auch so, also so ... die die klären dich auf oder so. Aber auf ner anderen Ebene wieder die die ... ist genauso unangenehm eigentlich, ne? Also so dieses geschäftsmäßige Dingen, aber vorher wars ja ... war ja so, dass dass die Männer absolut die **Macht** hatten. Also ... über Frauen, ... über über den Körper von Frauen, über Medikation und **plötzlich** gabs sowas [wie die Frauengesundheitsbewegung]. Die haben sich ja zu Tode erschrocken. Ja.« A2 01:43:59-8

»Aber das das ist ja das ist ja genau das, was ausgehebelt werden soll. Dass diese Eigenständigkeit, weißte? Die Frau, die die die ist ... vertraut, die kommt zu der [Hebamme]

hin. Kannst immer noch ins Krankenhaus kommen, **aber** ... **die** begleitet dich vorher, die begleitet dich nachher und das wurde früher normal **bezahlt**. Das man da auch diesen Beruf, da musstest du nicht fünfzig Entbindungen haben. Sondern du wurdest ja auch gerufen, wenn du ins Krankenhaus kannst, wurde die Hebamme gerufen. Weil die Ärzte, die kamen an/ich/das ist alles nicht mehr. Die wollen jetzt **alle** ihr Geld verdienen. Ne? ... Also.« A2 02:10:25-9

Was hier skizziert wird, ist die Passförmigkeit medizinischer Hierarchien mit den Managementtechniken der Gegenwart, die Machtasymmetrien schwerer greifbar machen als in den 1970er Jahren (vgl. Bröckling 2007).

Die Retrospektive von A1 und A2 reflektiert insgesamt die Ambivalenz der eigenen Wirkung frauenbewegten Engagements, wobei erhebliche Kontraste zutage treten. Die einstige Aufbruchstimmung kontrastiert im besonderen Maße die spätere Fassungslosigkeit und Empörung der Aktivistinnen über die anhaltenden Missverhältnisse, die zu Ungunsten der Frauen in Medizin und Pharmaindustrie auszumachen seien. Hier kommt die Einschätzung hinzu, dass die frühen Aktionen der Frauengesundheitsbewegung in Vergessenheit geraten sind und insbesondere Publikationen des FFGZ Berlin nun unbekannt seien:

»Das überträgt sich nicht [in die Gegenwart, S.B.], also die Literatur wird nicht unbedingt gelesen oder ist nicht vorhanden. Also das ›Hexengeflüster‹ ist ja heute auch kein Buch, mehr was was du noch findest, ne [...]« A1(2) 00:51:12-4

Dies ist hier mithin ein retrospektiver Verweis darauf, dass das Ziel der Etablierung und Teil-Institutionalisierung der Inhalte durch Publikationen – wie es ein Vorhaben der Anfangszeit der FFGZ-Gruppe gewesen war – bislang so nicht eingelöst werden konnte. Im Verweis darauf, mittlerweile sei die damalige Literatur, beispielsweise das ›Hexengeflüster‹, kaum noch zugänglich oder werde kaum mehr gelesen, klingt aber die Reminiscenz des Aufbruchs an, der für publizierende Aktivistinnen der 1970er Jahre bedeutsam war. Angesichts der Unbekanntheit der Frauengesundheitsbewegung und den erheblichen Missständen in gesundheitlicher Versorgung scheint die Wiederentdeckung von Schriften wie ›Hexengeflüster‹ nicht ausgeschlossen. Die Ungewissheit der Aktivistinnen jedoch über das ›Heute‹ – und damit über das ›Morgen‹ – der Frauengesundheitsbewegung wird spürbar.

Deutlich wird in den Schilderungen der Anfangszeit auch die kritische Haltung gegenüber medizinischen Hierarchien und Machtverhältnissen. Die Hoffnung, nicht nur publizierend, sondern auch ›hands-on‹ tätig zu sein als FFGZ, gab der Gruppe den entscheidenden Schwung, um eigene Räume zu suchen. Die Gruppe des FFGZ veränderte sich ab 1976/77, als neue Aktivistinnen hinzukamen und sich andere wie A2 zurückzogen. Da ab Bezug der ersten eigenen Räumlichkeiten 1977 kaum noch Aktivistinnen der tatsächlich ›ersten Stunde‹ im FFGZ aktiv waren, wird in der vorliegenden Betrachtung von einer Veränderung ausgegangen, die an gegebener Stelle kommentierend aufgezeigt wird. Die Themen, Anliegen, Vorhaben, Arbeitsweisen und Aktionsformen der Jahre ab Eröffnung eines tatsächlichen kleinen Zentrums werden im Folgenden näher betrachtet. Zu Wort kommen im folgenden Kapitel dann Aktivistinnen B1, B2, B3, B4 sowie C1, C2

und C3, aber auch A1, die in den ersten Jahren der eigenen Räumlichkeiten noch begleitend Einfluss nahm.

## 6.4 Ein eigenes Zentrum sein – mit turbulenter Eröffnung

Am 30. November 1977 eröffneten bewegte Frauen die Türen des ersten feministischen Frauen-Gesundheitszentrums (FFGZ) der Bundesrepublik im Kadettenweg 77 in Berlin-Lichterfelde. Neben der Gründung der ›FFGZ-Gruppe‹ im Jahr 1974, gilt dieser Einzug in die eigenen Räumlichkeiten – außerhalb des West-Berliner Frauenzentrums – als Geburtstag der Institution FFGZ Berlin.<sup>24</sup>

Mit Selbstbewusstsein trat das FFGZ Berlin in die Öffentlichkeit. Im Vorfeld der Eröffnung des Zentrums gab es Pressemitteilungen heraus, die in die Berichterstattung der bundesdeutschen Medien einfließen. Unmittelbar im Vorfeld der Eröffnungsfeier kam es allerdings zu heftiger Diskreditierung der Arbeitsweise durch Journalist:innen, Politiker:innen, und Ärzt:innen. Ein Beispiel zeigte besonders ernüchternd für die Aktivistinnen, dass das Erreichen von Öffentlichkeiten stets bedeutet, die eigene Deutung aus der Hand zu geben. Ein Fernsehbeitrag, der in der ARD am 11. Juli 1977 zu sehen war, wurde von den FFGZ-Frauen in der feministischen Zeitschrift ›Courage‹ – zu jener Zeit neben der Zeitschrift ›Emma‹ das maßgebliche Organ der frauenbewegten Öffentlichkeit in der BRD – kritisch kommentiert. Unter dem Titel ›Diffamierung statt Information‹ wandten sich die FFGZ-Aktivistinnen in der Rubrik ›Nachrichten aus der Frauenbewegung‹ an interessierte Leserinnen. So wurde hier eine Richtigstellung zum Beitrag aus dem öffentlich-rechtlichen Fernsehen platziert, in dem die Aktivistinnen erläutern, dass sie unter Vortäuschung von frauenbewegter Solidarisierung und journalistischer Wertschätzung zum Mitwirken am Beitrag überredet worden seien. So hätten sich die FFGZ-Aktivistinnen darauf eingelassen zwei Journalistinnen von der eigenen Arbeitsweise, Theorie und Praxis zu erzählen, um dann bei der Ausstrahlung ein jähes und bitterböses Erwachen zu erleben: »Unsere Aussagen wurden auf ca. 10 Sätze zusammengeschnitten. Von der Darstellung unserer Arbeit konnte keine Rede sein. Stattdessen wurden wir, sowie die gesamte Frauenbewegung lächerlich gemacht« (*Courage* 9/1977: 54).

Die FFGZ-Frauen zeigen sich im Versuch der Richtigstellung entsetzt über den verzerrenden Fernsehbeitrag, zu dem sie bereitwillig Interviews gegeben hatten und in dem sie nun eine diffamierende Karikatur ihrer selbst und ihrer politischen Anliegen ausgestrahlt sahen. Der Versuch einer Richtigstellung in der *Courage* hatte allerdings bei weitem nicht die Breitenwirkung, die der Fernsehbeitrag zu jener Zeit hatte, als in bundesdeutschen Haushalten noch weniger als ein halbes Dutzend Kanäle empfangen werden

24 Die Praxis, Jubiläen zu feiern, hat sich für beide Gründungsjahre etabliert. So wurde bislang in regelmäßigen Abständen in den Jahren, die auf ›4‹ enden, die Gründung der Gruppe erinnert, da die Gruppenarbeit maßgeblich 1974 etabliert wurde und seither auf der Grundlage mancher Prinzipien von einst, dauerhaft gearbeitet wird. So waren die ›Hauptjubiläen‹ auf den Jahren 1984, 1994, 2004 und 2014 datiert. In denjenigen Jahren, die auf ›7‹ enden, wird hingegen an die Existenz des FFGZ Berlin als eigenständige und autonome Institution erinnert. Das Jahr 1977 war entscheidend, denn seit diesem Jahr konnte sich das FFGZ auch als vom Frauenzentrum losgelöste Institution befreien.

konnten und die Einschaltquoten bei der Arbeitsgemeinschaft der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten hoch waren.

Gravierend wog auch die Ablehnung der FFGZ-Aktivitäten seitens der Ärztekammer in jener Zeit. Im Tagesspiegel wurde am 26. November 1977 über die geplante Eröffnung des FFGZ in West-Berlin berichtet, wobei es hieß:

»Die Ärztekammer äußerte sich auf Anfrage skeptisch zum Unterfangen [...] hier sei [...] zu befürchten, daß Laien verunsichert werden oder ernsthafte Erkrankungen nicht rechtzeitig erkannt werden. Die Bedenken werden von der Gesundheitsverwaltung geteilt. Einen Antrag auf Anerkennung der Gemeinnützigkeit dieses Zentrums hat sie abgelehnt. Den Ausschluss männlicher Ärzte hält die Behörde nicht für vertretbar. [...] Wir teilen die Bedenken der Ärztekammer wie der Gesundheitsverwaltung und raten ab. Was hier geplant wird, klingt nach einer Art Poliklinik mit ideologischer Rezeptur« (Tagesspiegel 26.11.1977)<sup>25</sup>

Neben diesen Herausforderungen gab es wie bereits angedeutet auch offene Anfeindungen durch Politiker:innen, vor allem aus der CDU<sup>26</sup>. Diese kamen als Dämpfer für die Aktivistinnen im Vorfeld der Eröffnung des Zentrums hinzu. Derlei Druck von außen hatte mehrere Effekte: Einerseits wurden die Aktivistinnen sensibel dafür, dass die breitere Öffentlichkeit den Aktivitäten des FFGZ Berlin nicht mit offenen Ohren und Armen gegenüberstand. Im zweiten Schritt allerdings schien es eine interne Stärkung der Gruppe nach sich zu ziehen, mit einem daraus folgenden ›Dann jetzt erst recht‹ als quasi-kämpferische Grundhaltung.

Die Suche nach Räumlichkeiten hatte sich diffizil gestaltet, denn einerseits verfügte die FFGZ-Gruppe nur über begrenzte finanzielle Mittel und andererseits gab es offenbar etliche Vorbehalte gegenüber einer Gruppierung, die ein feministisches Frauengesundheitszentrum gründen wollte. Nicht zuletzt trug zu den Vorbehalten bei, dass 1977 ein bewegtes Jahr für die Bundesrepublik war. Die als Terrorgruppe bekannte ›Rote-Armee-Fraktion‹ (RAF), deren Reihen etliche bekannte Aktivistinnen der Neuen Frauenbewegung – wie Marianne Herzog, ehemals *Aktionsrat zur Befreiung der Frauen* – zugeordnet wurden, hielt die bundesrepublikanische Öffentlichkeit zu jener Zeit in Atem. Hierbei hatten sich bis zum Jahresende 1977 sowohl die Aktivitäten der RAF, als auch die Repressionen seitens der Bundesregierung weiter zugespitzt. In diesem Klima der Anspannung und des Misstrauens auf mehreren Ebenen von Öffentlichkeiten, agierte auch das ›kleine‹ FFGZ West-Berlin, das zuvor nicht damit geizte, sich selbst als ›radikal‹ zu bezeichnen.

25 Vgl. Sammlung FFBiZ A Rep 400 Berlin 20.14 (FFGZ (1) – 1973–1989).

26 Durch die Frauengruppe Marl sind heftige lokale Reaktionen auf Informationsveranstaltungen mit FFGZ-Aktivistinnen aus Berlin und Diffamierung, beispielsweise durch Gisela Beeren (CDU-Kreistagsabgeordnete) und Agnes Hürland (CDU-Bundestagsabgeordnete) überliefert, deren warnende Worte in der Marler Kreiszeitung unter dem Titel ›Von Hexen, Lesbierinnen und einem ernsten Problem‹ veröffentlicht worden waren (vgl. *Courage* 9/1977: 55). Allem Anschein nach gab es Bedenken seitens konservativer Kreise, dass lesbischer Aktivismus durch die Frauen des FFGZ Berlin verbreitet werde und hierfür im Rahmen von Volkshochschulen Räumlichkeiten und Gelder zur Verfügung gestellt werden könnten.

Im April desselben Jahres hatte die im Untergrund arbeitende Gruppierung ›Rote Zora‹ einen Sprengstoffanschlag auf die Bundesärztekammer in Köln verübt. Die Ausführungen des Bekennerinnenschreibens mit dem Titel ›*frauen erhebt euch und die welt erlebt euch!*‹ sind in dieser Hinsicht ebenfalls interessant, da sie sich wie eine radikalisierte Zuspitzung der Frauengesundheitsbewegung und ihrer politischen Argumente lesen. Hier hieß es:

»Am 28.4.1977 haben wir uns eine Nacht zurückerobert; die Bundesärztekammer in Köln kann nach unserer Vorarbeit jetzt ihren Frühjahrsputz halten.//Die Bundesärztekammer vereint die Macht der gesamten Ärzteschaft: die Landesärztekammern, verschiedene Ärzteverbände (z.B. den Hartmannbund) und die Kassenärztliche Vereinigung.//Das war unser Beitrag zur Walpurgisnacht. In der Walpurgisnacht zum 1. Mai demonstrieren überall in der BRD Frauen gegen Vergewaltigung [...].//Wir verstehen die Bundesärztekammer als Vertreter der Vergewaltiger in weißen Kitteln, die sich über unser Selbstbestimmungsrecht hinwegsetzen und mit unseren Körpern Profit machen wie die großen Chemiekonzerne. Die Handlanger der Chemiekonzerne in Gestalt der Arzneimittelkommission sitzen unter einem Dach mit dem Ärztepack. [...].« (Bekennerinnenschreiben Rote Zora, April 1977)<sup>27</sup>

Weiterhin wurde argumentiert inwieweit Ärzteschaften die von der Neuen Frauenbewegung angestrebte Streichung des §218 blockierten, Gutachten zu Schwangerschaftsabbrüchen durch Chefärzte nicht anerkannt würden sowie eine Verknüpfung zwischen Bereicherung von Ärzten auf Kosten der Gesundheitsversorgung kranker Menschen beziehungsweise Frauen und dem Lobbyismus von Arbeitgeberverbänden auszumachen sei. Gegen Ende des Schreibens heißt es:

»Die Schweine haben Namen. Frauen, sucht euch die Adressen, z.B. in Telefonbüchern! Frauen, denkt an Sewering, Alt-Nazi und SS-Mitglied seit [19]33, heute CSU-Mitglied und Präsident der Bundesärztekammer! Ihm widmen wir die folgenden Zeilen://ES SCHÜTZT DICH KEINE MAUER/WIR LIEGEN AUF DER LAUER/DIE ROTEN ZORAS WERDEN TRAINIEREN/UND AUCH DIR DIE FRESSE POLIEREN/DAS AUTO FLAMBIEREN/DEN GARTEN SEZIEREN/DIE VILLA DEMOLIEREN//GRÜNDET EURE EIGENEN BANDEN – GRUSS UND KUSS DIE Rote Zora« (ebd.)

In der Argumentation sind zentrale Bezüge zur Neuen Frauenbewegung zu finden, die unmittelbaren Wiederekennungseffekt für politisierte Frauen hatten, wie beispielsweise den Kampf um Zugang zu Schwangerschaftsabbrüchen, Forderungen rund um Selbstbestimmung von Leiblichkeit und Körperlichkeit, Kritik an profitorientierter Pharmaindustrie und Macht-Asymmetrien zwischen Ärzteschaften und Frauen als Patientinnen. Es gibt eine bis in die Gegenwart andauernde Diskussion darüber, ob die Aktionen der ›Roten Zora‹ feministisch gewesen seien oder nicht und es gab Kontroversen innerhalb

27 Einsehbar ist das Bekennerinnenschreiben im Online-Bildarchiv auf den Webseiten des Frauen-Media-Turm in Köln unter: <https://fmt-bildarchiv.f Faust-web.de/zvimg.FAUsid=A9BD274A&dm=1&qpos=5340&erg=A&ipos=1&rpos=faust.jpg&hst=1; zuletzt abgerufen: 27. Oktober 2020.>

der Neuen Frauenbewegung zu der Gruppierung (vgl. u.a. Lenz 2008: 267–281). Dennoch wird im Rahmen des zitierten Bekennerinnenschreibens deutlich, dass aus einer Perspektive heraus argumentiert wird, in der militante Ansätze der Neuen Linken mit Positionen der Frauengesundheitsbewegung zusammengeführt wurden.<sup>28</sup> Die Gewaltfrage bedingte innerhalb der Neuen Frauenbewegung Kontroversen, doch die innerfeministischen Auseinandersetzungen wurden selten von der allgemeinen Öffentlichkeit wahrgenommen, in der eher Pauschalbilder von der Bewegung kursierten.

Retrospektive aktivistische Schilderungen von jener Zeit im FFGZ Berlin legen nahe, dass die eigene Betonung von Radikalität für den Zusammenhalt in der Gruppe zwar wichtig gewesen zu sein scheint, doch als öffentlichkeitswirksames Aushängeschild Probleme mit sich brachte. Gerade für die Anerkennung ›von außen‹ bei der Suche nach eigenen Räumlichkeiten scheint es durch die Deklaration als feministisches Frauengesundheitszentrum – noch dazu radikal-feministisch im Anliegen – auch ein holpriger Start gewesen zu sein. Aktivistin B2 kommentiert die Zeit rund um die Suche und Eröffnung eigener Räumlichkeiten:

»Ich weiß noch, wie wir Räumlichkeiten gesucht haben [...] gesagt, wir brauchen eigene Räumlichkeiten. Und haben sich auf die Suche gemacht nach Räumlichkeiten. Aber du nennst Dich ›Feministisches Frauengesundheitszentrum‹. Jetzt haben wir Mitte bis Ende der 70er Jahre. Wir waren auch Terroristen [aus der Sicht Außenstehender]. Und die haben gedacht ›Feminist‹ ist gleich ›Terrorist‹ und deswegen konnten die Frauen nur so die Backstube, die alte Bäckerei in Lichterfelde bekommen. Und ich denke, wenn Ärzte dann hörten ›feministisch‹, und wir haben dann praktisch in deren Gebiet da reingefuscht, umso schlimmer [...] und wir waren auch verschrien.« B2(g) 00:52:08-2

Die Kritik an denjenigen Institutionen, die gesellschaftlich mit Ansehen und Einfluss versehen waren – wie Ärzteschaften, Krankenversicherungen und pharmazeutischen Konzernen – stand zu jener Zeit ganz oben auf der Agenda der Frauengesundheitsbewegung. Das Gefühl des Kampfes ›David gegen Goliath‹ war dabei nicht nur im FFGZ ein nach innen bestärkendes Element, das besonders dann greifen konnte, wenn Teil-Erfolge erzielt wurden. Diese Dynamiken waren bereits in den frühen 1970er Jahren relevant, als in den USA die ersten Anhörungen zu Nebenwirkungen hormoneller Verhütungsmittel durch Aktivistinnen erzwungen wurden (vgl. Morgen 2002: 8–14).<sup>29</sup>

28 So gab es in zentralen Medien der Neuen Linken und der Neuen Frauenbewegung Abwehrreaktionen und detailliert argumentierende Auseinandersetzungen gegenüber den Aktionen der ›Roten Zora‹. Beispielhaft kann dies an publik gewordenem Einspruch, wie seitens der in feministischen und wissenschaftlichen Kreisen aktiven Claudia von Werlhof, nachvollzogen werden, die 1981 den Aktionen und Argumentationsverläufen der ›Roten Zora‹ vorwarf sich an patriarchales Gebaren anzugleichen und zugleich den Kampf im Sinne von Feminismus zu proklamieren (vgl. Lenz 2008: 279–281).

29 Das ›In-die-eigenen-Hände-Nehmen‹ von Gesundheit und Gesundheitspolitik wurde, wie schon in Kapitel 4 dargelegt, auf dem Prinzip von vernetzten Kleingruppen aufgebaut und in der Frauengesundheitsbewegung in den Mittelpunkt gestellt. Ausgehend vom Kleinen wurde über die Vernetzung versucht den Einfluss auf die größeren Zusammenhänge inhaltlich fundiert und situativ gezielt aufzubauen. Wenn dies gelang, wie am Beispiel der Hearings zur *Anti-Baby-Pille*, hatte dies

Nachdem sie die warnenden und zugleich ernüchterten Zeilen in der Septemerausgabe der *Courage* 1977 über den brüskierenden Fernsehbeitrag veröffentlicht hatte, bekam die Gruppe in der Novemerausgabe ein eigenes Titelbild sowie einen ausführlichen Selbstdarstellungsteil mit Fotos, der sich auf fünf Seiten erstreckte. Hier vermittelten die FFGZ-Aktivistinnen Eindrücke von der eigenen Arbeit, illustriert durch ein anonymisiertes Bild der Vulva einer Frau, die mittels Spekulum und Spiegel Selbstuntersuchung praktiziert, ein großformatiges Gruppenfoto, auf dem Aktivistinnen lachend wahlweise Spekulum oder Faust in die Luft halten, sowie einer Momentaufnahme vom Frauenkongress in Rom, auf der Aktivistinnen der Frauengesundheitsbewegung zu sehen sind. Der Beitrag wurde provokativ ergänzt durch mehrere Zitate von Ärzten<sup>30</sup> (vgl. *Courage* 11/1977: 13–18). Das Titelbild dieser Ausgabe mit der Zeile ›Erstes Frauen-Gesundheits-Zentrum‹ zeigt eine Frau, die ein Plastikspekulum in Manier einer Schusswaffe hält und mit einem Auge hindurchsieht, so als würde ihr ›Fadenkreuz‹ direkt auf die Kamera zielen. Diese ästhetische Form zwischen Angriff und Spiel ist signifikant für das FFGZ jener Zeit.

Im Beitrag selbst schreiben FFGZ-Aktivistinnen selbstbewusst und sachlich über das eröffnete Zentrum und die geplante Arbeit darin<sup>31</sup>:

»In dem Zentrum werden wir Beratung und Behandlung durchführen, und zwar in Gruppen, wenn die Frauen es wollen. Die Gesundheitsversorgung umfaßt folgende Bereiche: 1.Gynäkologische Versorgung (u.a. Brustuntersuchung, Krebsvorsorge, Abstriche, andere notwendige Tests und Blutuntersuchungen), 2.Selbsthilfekurse, 3.Sexualinformation, 4.Verhütungsberatung (Anpassen von Diaphragma), 5.Schwangerenberatung, 6.Schwangerschaftstest, 7.Schwangerschaftsabbruch und -nachsorge, 8.Informationen über gesunde Ernährung und alternative Heilmethoden, 9.Weitervermittlung.«

Dabei wurde betont:

»Frauen haben keinen Status als Patientinnen. Wir erklären ihnen jeden Arbeitsschritt, und sie arbeiten aktiv mit. Sie können sich selbst untersuchen, Abstriche zusammen mit uns durchführen und im Mikroskop ansehen, Brustuntersuchungen machen. Am wichtigsten ist wohl: Frauen können zu uns kommen, die sonst Angst vor dem Besuch

---

bestärkende Effekte auf die Aktivitäten der einzelnen Gruppierungen, die das größere Netzwerk bildeten.

30 Hier waren ausschnitthaft und anonymisiert Äußerungen von Ärzten zu lesen, die Frauen in der Gesundheitsversorgung diskreditieren und diskriminieren, so zum Beispiel: »Ein Arzt in einem Westberliner Krankenhaus, der von einer Medizinalassistentin auf die qualvolle Prozedur der Abtreibung mit Prostaglandinen angesprochen wurde: ›Irgendwo müssen die ja bestraft werden, die nutzen ja den Schwangerschaftsabbruch als Verhütung und müssen mal lernen, daß das so nicht geht‹« oder auch: »Ein Arzt zu einer Frau kurz bevor eine Abtreibung an ihr vorgenommen wurde: ›Warum haben Sie keine Pille genommen, jetzt müssen wir den Scheiß ausräumen!‹«, aber auch: »Ein Arzt: ›Kein Eierstock ist gut genug, um ihn drin zu lassen, und kein Hoden ist schlecht genug, um ihn rauszunehmen!‹« (*Courage* 11/1977: 15, Rechtschreibung i. Or.). Das letztgenannte Zitat findet sich mit konkretem Verweis auf die *Medical World News* von 1970 auch im Buch ›Hexengeflüster 2‹ (FFGZ 1977: 67).

31 Da bereits in Kapitel 4 Auszüge aus dieser Selbstdarstellung vorgestellt worden sind, wird an dieser Stelle überwiegend auf bisher ausgelassene Elemente des Beitrages eingegangen.

beim Frauenarzt haben. Wir werden uns um die Zulassung bemühen, Abtreibungen ambulant von einer Ärztin durchführen zu lassen. Wir wollen aber keine Abtreibungsklinik werden, da wir meinen, daß wir uns langfristig besser dahingehend einsetzen sollten, Frauen zu helfen, Wege zu finden, die Abtreibungen unnötig machen. Andererseits finden wir es wichtig, die schonendste und am wenigsten traumatische Abtreibungsmethode anzuwenden und wenigstens einigen Frauen, die eine Abtreibung haben müssen, die Möglichkeit zu geben, sie in einer frauenfreundlichen Praxis machen zu lassen. [...] Wir verstehen uns als Teil der Frauenbewegung. Das heißt, daß wir nicht wie übliche Kliniken und Praxen ein reiner Dienstleistungsbetrieb sein wollen. Wir sind nicht nur Behandelnde, sondern sehen uns als Vermittlerinnen des Wissens, das wir von anderen Frauen und durch eigene Erfahrung und Arbeit gesammelt haben. Wir sind eine Herausforderung an das Gesundheitssystem, einmal durch die Art, wie wir Gesundheitsversorgung durchführen zum anderen, indem wir Mißstände durch Öffentlichkeitsarbeit aufdecken.« (*Courage* 11/1977: 16f., Rechtschreibung i. Or., S.B.)

In der Selbstdarstellung wurden Interessierte demnach einerseits über die konkreten Tätigkeiten und Vorhaben der Gruppe aufgeklärt, aber gleichzeitig auch darüber, dass im Kern des Zentrums und seiner Arbeitsweise eine Herausforderung der Gesundheitsversorgung selbst zu finden sei. Das Politikum des FFGZ wird hervorgehoben und, ähnlich wie bei *Brot u. Rosen* einst, betont, dass sich die Aktivistinnen nicht als Dienstleisterinnen sehen, sondern Partizipation in jeglicher Hinsicht fördern wollen. Hier wird allerdings auch beschrieben, dass sie sich in der Funktion als Wissensvermittlerinnen sehen. Wie bereits in Kapitel 4 aufgezeigt worden ist, kam in der Zeit der eigenen Neufindung als richtiges Zentrum für die Aktivistinnen eine andere Form der Öffentlichkeitsarbeit hinzu, die stärker den Diskreditierungen durch medizinisch Professionelle standhalten musste und konnte. Interessierte aktivierend, aber auch Distanzierte aufklärend, schrieb die Gruppe:

»Wir haben ein Archiv für jede Frau zur Einsicht aufgebaut mit Informationen über medizinische Fragen (z.B. die Nebenwirkungen von Verhütungsmitteln und Hormonbehandlungen, Forschungsergebnisse und Erfahrungsberichte zu Prostaglandinen und programmierter Geburt, die Geschichte der Frauenbewegung gegen Abtreibgesetze, alternative Heilmethoden). Schickt uns Informationen, Zeitungartikel etc.! [...] Öffentlichkeitsarbeit bedeutet für uns z.B. auch die Verbreitung von Informationen über schädliche Medikamente. So waren wir die ersten, die in der BRD das Hormonpräparat DES als krebserregend bekannt machten. Wir schrieben schon 1975 im ›Hexengeflüster‹ über die mit DES verbundenen Gefahren. Im Februar 1977 erst warnte auch die Arzneimittelkommission der Deutschen Ärzteschaft vor dem synthetischen Hormon.« (ebd.: 15)

Im Text finden sich etliche Elemente, wie diese, die sowohl jene Leserinnen direkt adressierten, die bereits frauenpolitisch bewegt waren, als auch potenziell skeptische Lesende sachlich informierten. Dass interessierte Frauen die Hauptadressatinnen darstellten, wird aber deutlich, ebenso wie der Versuch der FFGZ-Aktivistinnen möglichst viele Interessierte aus feministischen Kreisen überregional zu erreichen:

»Wir haben Frauengesundheitskongresse wie die halbjährlichen nationalen Selbsthilfekongresse und den internationalen Frauengesundheitskongress, der im Juni in Rom stattfand mitgestaltet. Wir sind auf allen Frauenkonferenzen und auf vielen Veranstaltungen von und für Frauen mit Informationen, Selbsthilfeeinführungen und Veröffentlichungen vertreten.« (Ebd.)

Hinsichtlich der monetären Situation kam die Gruppe nicht umhin den eigenen Zwiespalt offen zu legen, dienstleistungsähnliche Angebote mit der Finanzierungsfrage der eigenen Arbeitsweise im Alltag vereinbaren zu müssen. Die Selbstdarstellung in der *Courage* wird ergänzt durch den Hinweis auf Unterstützungsmöglichkeit der Arbeit des Zentrums durch Spendengelder.

Die Phase des Bezugs erster eigener Räumlichkeiten 1977 war angesichts der Aufmerksamkeit, die das FFGZ Berlin damals erfuhr, eine Phase der intensivierten Arbeit in der Gruppe. Plena, die zweimal wöchentlich abgehalten wurden, zeugen vom intensivierten Engagement, das nach wie vor basisdemokratischen Prinzipien folgte.<sup>32</sup> Um das FFGZ Berlin zu verstehen, sind die Wandlungen der gemeinsamen Arbeitsweise in der Gruppe relevant, die im Laufe der Jahre erkennbar sind, da hier Übergänge deutlich werden. Die Phase der ersten eigenen Räumlichkeiten grenzt die Ausrichtung des Zentrums nach innen und nach außen von den Aktivitäten der ersten Anfangszeit ab. Daher ist es wichtig, den Bezug der eigenen Räume vor dem Hintergrund der Arbeitsweise zu betrachten. Ein Wandlungspunkt zur davor liegenden Phase war beispielsweise, dass die Gruppe sich so weit als Gesundheitszentrum positionierte, dass ABM-Stellen als gering entlohnte Tätigkeit beantragt wurden. Manche Aktivistinnen waren auch stärker vor Ort anwesend als andere, da eine durchgängige Präsenz der Aktivistinnen in den neuen Räumlichkeiten angestrebt wurde. Die Frage der Finanzierung des FFGZ Berlin stellte sich insgesamt stärker und dringender als zuvor.

Die Zeit zwischen 1977/78 und 1985 kann anhand der geführten Interviews, auch zum späteren FFGZ hin, als eigene Phase ausgemacht werden, denn diese Jahre sind etlichen Aktivistinnen in Erinnerung geblieben als eine Phase des ›großen Wir-Gefühls‹ (vgl. B3(g) 01:17:28-2).<sup>33</sup> Die ersten Aktivistinnen wie A1 waren in dieser Zeit noch präsent im FFGZ, wenngleich sich etliche Frauen der ersten FFGZ-Generation bereits zurückgezogen hatten und teils in eigens gegründeten kleineren ›feministischen Betrieben‹ engagierten oder sich die Lebensverläufe anderweitig beruflich und privat veränderten.

Der Kontakt zu den *Feminist Women's Health Centers* in den USA war weiterhin rege und intensivierte sich ab 1975. Bis in die frühen 1980er Jahre hinein wurde lebhaft im FFGZ Berlin diskutiert, inwieweit die eigene Arbeit an die US-Zentren angeglichen werden sollte, die immer über Beratungsangebote hinaus gegangen waren und selbst Schwangerschaftsabbrüche praktizieren sollten. Die Frage, inwieweit es sinnvoll sein könnte, die Beratungsangebote und Selbstuntersuchungskurse zu verbinden mit einer

32 Erst nach 1985 setzten die ersten Änderungen an dieser Arbeitsweise ein, ohne jedoch, dass das Ideal von Basisdemokratie aufgegeben wurde.

33 Die Zeit ab 1977 wird im Rahmen der vorliegenden Betrachtung als ›Zweite Generation‹ des FFGZ Berlin begriffen. Diejenigen Aktivistinnen zweiter Generation sind überwiegend nicht in der ersten Anfangszeit dabei gewesen, und bestachen durch vielleicht noch größer angelegte Radikalität des eigenen Anspruchs.

eigenen frauenbewegten Abtreibungsklinik für West-Berlin, wurde im FFGZ bearbeitet. Derlei Anliegen wurden zwar nicht umgesetzt, doch muss die Auseinandersetzung darum unter den Aktivistinnen als ressourcenintensiv vorgestellt werden.

Der weitere Rückzug von FFGZ-Frauen der ersten Anfangsgeneration bedeutete für die FFGZ-Aktivistinnen spätestens ab 1980 nach neuen Mitstreiterinnen zu suchen:

»Irgendwann waren wir auf ganz wenige reduziert und es hieß, wir brauchen Nachwuchs. Und ich glaub, wir haben annonciert. In einem Frauenblatt natürlich.« Bz(g) 00:28:10-8

Durch das Annoncieren und Werben um neue Mitstreiterinnen, beispielsweise über die ›*Courage*‹-Zeitschrift, kamen neue Aktivistinnen zur Gruppe hinzu. C2 zum Beispiel, die bereits in den ausgehenden 1970er Jahren im Rahmen des Soziologiestudiums in West-Berlin über Fragen der Frauenforschung auf die Soziologie der Frauenarbeit und die Diskrepanz zwischen entlohnter und unvergüteter Arbeit aufmerksam wurde, kam über die Verbindung zur ›*Courage*‹-Zeitschrift zum Gesundheitszentrum. Die FFGZ-Aktivistinnen waren vielen bewegten Frauen bereits seit den Berliner Sommeruniversitäten für Frauen ein Begriff, da es reges Interesse an Selbstuntersuchung gab. Durch die *Consciousness Raising*-Methoden der Kurse war es möglich, die Teilnehmerinnen anhand ihrer Vorerfahrungen und theoretischen Kenntnisse zugleich anerkennend einzubinden. Dies bedeutete, dass Frauengesundheitsthemen der 1970er Jahre sowohl die ›Praktikerinnen‹ als auch die ›Theoretikerinnen‹ auf feministischen Treffen anziehen konnten, da beide Interessensstränge angesprochen wurden. In den Reihen der FFGZ-Aktivistinnen hatte es ebenfalls diese Schnittstelle zwischen Akademie, persönlicher Erfahrungsebene und politischem Engagement gegeben. Die Verbindung von Theorie und Praxis, die Selbstuntersuchung und Auseinandersetzung per *Consciousness Raising*-Diskussionen boten, sprachen etliche Teilnehmerinnen auch dahingehend an, dass sie Interesse an der Mitarbeit im FFGZ entwickelten:

»Ich hab Soziologie studiert und irgendwie hat mich interessiert Frauenprojekte und irgendwas mit Frauenwissenschaft. Und darum ging auch das ganze Soziologiestudium. Irgendwas mit Hausfrauenprojekt und so. Ich kann mich schlecht erinnern, grundsätzlich. Und dann war ich im Selbsthilfekurs, durch das Frauenzentrum über das FFGZ erfahren. Selbsthilfekurs dran teilgenommen. ... Da hatt ich ja noch die Spirale drin! Und im Selbsthilfekurs ist die Spirale rausgekommen, gerade fällt mir das ein. Im Kurs die Spirale rausgezogen! Das war sehr **empowering**.« C2(g) 00:23:43-6

Die Aktivistin C2 kam einerseits bereits politisiert durch die eigene Biografie und die akademische Bildung zum FFGZ, aber auch da die Vernetzung innerhalb der West-Berliner Protestszene groß war Ende der 1970er Jahre:

»Ach, die Courage hab ich damals auch verkauft. Mir war das damals wichtig in diesen ganzen Frauensachen total aufzugehen. Meine Diplomarbeit! Die davor war, bevor ich im FFGZ gearbeitet hab, die war alles über Frauenprojekte! Was aus der Frauenbewegung, oder Consciousness Raising Groups, was daraus wurde, diese ganze Bewegung hier... in Berlin und was daraus dann für konkrete Projekte sich entwickelt hatten. [...]

So konnte ich also all die Projekte... um zwei Jahre später dann in einem selber zu arbeiten, oder anderthalb Jahre später.« C2(g) 00:28:59-5

Die Schilderung von C2 steht einerseits beispielhaft für die Zusammensetzung der Gruppe, in der etliche Soziologiestudierende waren. Dennoch sticht die Beschreibung anhand von individueller Schwerpunktsetzung heraus. Die FFGZ-Gruppe war in sich nicht homogen, obgleich es gemeinsame Interessen gab. Die jeweils individuelle Motivation der Beteiligten konnte divergieren.

»Und für mich war das dann damals wichtig, Kurse zu geben. Ich interessierte mich damals nicht die Verhütungsberatung, die Diaphragmen da anzupassen, sondern alles so Kurse zu machen und die Selbsthilfekurse zu machen und daraus entwickelten sich dann andere Kurse wie Menstruationskurse. ... Kurse, ja, fing da an für mich. Mit Magie zu arbeiten, mit Blut zu malen. Trance zu machen. Das war meine Sache damals. [...] Doch, das hab ich **im** FFGZ alles gemacht! Das war mein Schwerpunkt!« C2(g) 00:29:49-3

Da C2 dies innerhalb des für die vorliegende Untersuchung arrangierten Gruppengesprächs<sup>34</sup> artikulierte, sind auch Reaktionen anderer FFGZ-Aktivistinnen relevant. Zitate, die aufeinander bezugnehmend wiedergegeben werden, sollen exemplarisch signifikante Reaktionen aufzeigen. Hinsichtlich der Dynamik der einstigen Gruppierung jener Zeit können gerade die retrospektiven Schilderungen aufschlussreich sein, da sich hierin Abgrenzungslinien, aber auch Bekräftigungen finden. Anhand der Selbstverortung von C2 wird beispielsweise etwas über die Gruppierung offenbar, auch ohne, dass sie dies direkt benennen müsste, denn unter Aktivistinnen ist unmittelbar ersichtlich worum es geht, wenn es angedeutet wird:

»Das gab dann 'nen Riesenkonflikt. Zwischen Politik und...« B3(g) 00:29:52-4

»Zwischen Politik und Spiri Frauen! Ich gehörte zu den Spiri-Frauen, nicht zu den Polit-frauen.« C2(g) 00:29:59-5

Das Polarisieren und Provozieren trat nicht nur in der Öffentlichkeitsarbeit des FFGZ nach außen hin zutage, sondern auch innerhalb der Gruppe selbst. Dies wird anhand der indirekten Betonung von Individualität deutlich, die hier auftritt. Reminiszenzen der gegenseitigen Provokation traten aber auch an anderer Stelle des Gruppengesprächs zutage. Die im Jahr 2016 am Gruppengespräch beteiligten Aktivistinnen von einst schlüpfen in ähnliche Positionen wie einst. In dieser quasi re-inzenierten Gruppendynamik wurden aber durch die gemeinsame Reflexion der Retrospektive Abwandlungen oder versöhnliche Richtungen deutlich. Die leidenschaftliche Provokateurin von einst jedoch schwingt besonders in den Aussagen von C2 stets mit, wie sich im Folgenden zeigen wird.

34 Im Gruppengespräch waren überwiegend Aktivistinnen, die zwischen 1977 und 1985 im FFGZ engagiert waren, beteiligt. Äußerungen des Gruppengesprächs sind mit ›Klein-g‹ gesondert gekennzeichnet (g).

Der Konflikt zwischen ›Spirifrauen‹ und ›Politfrauen‹, der oben genannt wird, war dabei nur einer von mehreren Gräben, der die frauenbewegte Öffentlichkeit prägte und sich in die Auseinandersetzungen der FFGZ-Gruppe zog. So spiegelte sich im FFGZ offenbar stets, was darüber hinaus in der größeren feministischen Szene der Bundesrepublik verhandelt wurde:

»Nicht nur im FFGZ, ne grundsätzlich damals! In der Frauenbewegung. Konflikt zwischen den Spirifrauen und den Politfrauen, oder den Spirilesben und den Politlesben. Ja, überall, wo ich hinkam, war das also Thema. Auch wenn ich jetzt noch mit Freundinnen darüber rede. ... Aber trotzdem war mir wichtig, dass wir also keine Kohle vom **Senat** genommen haben!« C2(g) 00:31:04-7

Die Grabenkämpfe zwischen ›Politfrauen‹ und ›Spirifrauen‹, die hier benannt werden, liefen ähnlich wie der bereits benannte Grundkonflikt des ›Lesben-Hetera-Streits‹ mitunter tief durch die Gruppe selbst, wenngleich sich im FFGZ Berlin die Frauen eher insgesamt als ›politische‹ Aktivistinnen positionierten und sich damit vom Gegenpart des feministischen Selbsthilfeladens ›Im 13. Mond‹ abgrenzten, wie an anderer Stelle noch deutlicher aufgezeigt wird. Die befragten FFGZ-Aktivistinnen waren sich im Gruppengespräch oft uneinig. Doch Einigkeit zeigte sich im Konsens, dass politische Aktionen wichtige Formate für frauenbewegte Inhalte waren:

»Also ich hab mich nun **auch politisch** betätigt. Oder war auf Demos. Aber es war eben nicht mein Schwergewicht.« C2(g) 00:31:21-0

»Aber ich würde gerne mal eine politische Aktion zum Besten geben, die ich **mein Leben lang** nicht vergessen werde! Sie [C2] und ihre Freundin. Da war eine Ausstellung über... Kunst, Frauenkunst...« B3(g) 00:31:38-0

»Nein, das war über Hausfrauenarbeit! Wie Frauen in Räumen leben oder mit ihrer Familie leben.« C2(g) 00:31:50-5

»Und es war, glaube ich, in Bethanien und die Kunstaussstellung, ganz steril, ganz schick. Und dann sind **die beiden** da durch und haben Binden gekauft und ›Blut‹ darauf gepackt, nicht Blut, sondern Ketchup... Farbe, rote Farbe!« B3(g) 00:32:05-3

»Ja, jetzt erinnere ich mich.« C2(g) 00:32:05-3

»Und Tampons. Und haben die da [lacht laut] verteilt!« B3(g) 00:32:12-6 [Lachen ringsum]

»Naja, es sollte ja über Frauenleben und Frauenalltag irgendwas sein! Und die Binden und die Tampons fehlten! Wir wollten die als Eintrittskarten den Leuten geben, dass alle beim Reingehen die mitnehmen. Und dann haben wir die in die Ausstellung reinhängt, reingelegt. [...] Aber das wär was, was ich heute auch noch machen würde.« C2(g) 00:32:44-9

Die Auseinandersetzung zwischen ›Spirifrauen‹ und ›Politfrauen‹ ist in der damaligen Zeit auf der Meta-Ebene der Neuen Frauenbewegung behandelt worden und wird an dieser Stelle nicht eingehend erläutert. Im FFGZ West-Berlin scheint das gemeinsame politische Anliegen so bedeutsam gewesen zu sein, dass diese Kluft weniger stark zutage trat, als bei anderen Gruppen.<sup>35</sup>

Die Kernanliegen des FFGZ Berlin der Zeit bis 1985 lagen auf Körperlichkeit von Frauen sowie der Bestärkung leiblicher Autozeption, aber auch auf Solidarisierung mit der Bewegung gegen den §218 des Strafgesetzbuches. Einige Aktivistinnen, die nach Bezug der Räumlichkeiten im Kadettenweg im FFGZ Berlin-Lichterfelde engagiert waren, verließen zu Beginn der 1980er Jahre die Gruppe, um sich stärker institutionell gegen den §218 zu engagieren, und fanden in der Institution der West-Berliner Institution Pro Familia ihr Wirkungsfeld. Die verbleibenden FFGZ-Aktivistinnen fokussierten sich auf die konkreten Anliegen des eigenen Gesundheitszentrums: Selbstuntersuchung und die Auffassung, das FFGZ offeriere diejenigen Angebote, die keine andere Institution West-Berlins als Anlaufstelle für Frauen parat hatte.

Die Abläufe von bestehenden Institutionen zu unterlaufen – im Sinne feministisch inspirierter Subversion – war ein Anliegen, welches auf die anti-autoritäre Haltung etlicher Aktivistinnen verweist. Die begrenzten Mittel des FFGZ Berlin zu nutzen, um eine verbesserte Situation für das Zentrum zu schaffen, bedeutete gleichsam ein Hochhalten des eigenen ›Underdog‹-Etiketts, welches den Aktivistinnen ermöglichte, die eigene anti-autoritäre Ausrichtung als legitim aufzufassen und provokativ zu vertreten. Die eigenen professionellen Hintergründe, die im Zuge des anti-autoritären Impetus nicht als relevant hochgehalten wurden, flossen in einen allgemeinen ›Ressourcenpool‹ ein, mit dem ›nach außen hin‹ zuweilen gespielt werden konnte. Die in den Retrospektiväußerungen zutage getretene Koketterie spricht dabei auch über die Auffassung zwischen ›Autoritäten‹ und dem ›Underdog‹ FFGZ:

»Und dann kann ich mich so vage dran erinnern... dadurch, dass ich Soziologin war, ging es irgendwie, konnten wir bei den Volkshochschulen Kurse anbieten und kriechten [sic!] mehr Geld. Und dann ham' wer offiziell meinen Namen genommen, auch wenn ich die Kurse gar nicht angeboten habe und dafür kriechten [sic!] wir dann 67 DM oder sowas die Stunde, weil eben 'ne Soziologin den Kurs machte. Das fand ich auch damals gut, dass das möglich war. Dieses **Rumgemogele**.« C2(g) 00:35:32-7

Die Feindbilder – beispielsweise zwischen FFGZ Berlin und Ärzteschaften – trugen erheblich zu dieser ›Underdog‹-Mentalität bei. Ärzteschaften hatten die offizielle Gründung des FFGZ Berlin in den ersten eigenen Räumlichkeiten in Lichterfelde schließlich sehr kritisch begleitet und durchaus ihren Einfluss genutzt, um die Einrichtung öffentlich zu

35 Aktivistin C1 zog beispielsweise im Einzelinterview Vergleiche zwischen der Bundesrepublik und den bewegten Frauenkreisen der USA, in denen jene Auseinandersetzung heftiger geführt worden sei. Im FFGZ Berlin selbst seien die Übergänge ›sanfter‹ und ›fließender‹ gewesen (vgl. C1 – 00:15:37-9). Dies wird auch am Beispiel der Schilderungen zu Aktivistin C2 deutlich, beides in einer Person gewesen zu sein.

diskreditieren.<sup>36</sup> Es war schwer, wenn überhaupt für das kleine Zentrum möglich, derlei negative Publicity zu überwinden und ist in mancherlei Hinsicht vielleicht nie gelungen. Es ist möglich, dass das Hochhalten der Eigensicht ›Alternative zur Allgemeinmedizin‹ zu sein hierdurch zum zentralen Angelpunkt des FFGZ Berlin geworden und geblieben ist:

»Also zumindest in den medizinischen Fachzeitschriften. Nicht<sup>37</sup>, es gibt ja den ganz konservativen [Name] hieß er [Name]...? ... der immer wieder in der ärztlichen Fachzeitung wütende Aufsätze über das FFGZ geschrieben hat. Also was für verkehrte Empfehlungen wir geben, nicht, also der sehr straight auf dem schulmedizinischen Trip war und durch diese alternativen Sachen unheimlich genervt war.« B4 01:01:06-3

»Aber es war erstmal dieses Feindbild [Ärzte]. – Wir waren für die Feind, die waren für uns Feind. Ich denke, das ist wichtig in jeder Gruppe, Du musst Dich identifizieren und ... abgrenzen. ›Wir sind die Guten.« B2(g) 00:55:54-9

Das ›Wir‹ dieser Form der Bezugnahme nach innen und der Abgrenzung gegenüber Autoritäten des ›Außen‹ gipfelte zuweilen in der Zentrierung auf die eigene Arbeit im FFGZ Berlin. Dies bedeutete einerseits eine enorme Bezugnahme der Aktivistinnen untereinander aufeinander und bedeutete, dass diejenigen die in den späten 1970er und frühen 1980er Jahren im FFGZ aktiv waren, dem Zentrum besonders viel Raum im eigenen Leben gaben. Andererseits bedeutete genau dieses Raumgeben, dass es durch das große Engagement der Aktivistinnen schwierig war, zwischen ›Arbeitszeit‹ und ›Freizeit‹ zu differenzieren:

»Für mich war das damals total wichtig! Dieses Abgrenzen. Und: Wir machen das total auf uns bezogen und vertrauen dem Körper, der Körper ist also meiner und ich kann das alles bestimmen und ich muss mich abgrenzen gegenüber den Ärzten und für mich war das sowieso diese ganze Zeit im FFGZ hing total für mich mit **Identität** zusammen. Also dass ich, ... Du hast eben gesagt, wie viel Stunden haben wir da eigentlich gearbeitet, also dass ... ich weiß noch, dass wir irgendwie mal so 'ne Supervisorin hatten, da mussten wir irgendwie aufschreiben, wie viel Stunden wir eigentlich arbeiten würden. Da hab ich aufgeschrieben auf mein Blatt ›24 Stunden am Tag‹ – weil meine **Träume** gingen auch über's FFGZ!« C2(g) 00:56:33-5

Wenngleich es Anhaltspunkte dafür gibt, dass nicht alle Aktivistinnen diese Herangehensweise an das FFGZ Berlin im gleichen Maß teilten, so zeigen sich doch Überlappungen in der Frage nach der Sinnhaftigkeit des Engagements im Zentrum. Zwar gibt es kein einheitliches oder monolithisches ›Wir‹ in den Interviews, doch die Sinnstiftung für die jeweilige Biografie ist Teil jeder Erzählung. Aktivistinnen C2 und ebenso B2 zei-

36 Vgl. Sammlungen von Zeitschriftenartikeln im Archivbestand des FFBiz Berlin A Rep 400 Berlin 20.14 ›FFGZ‹.

37 Die Aktivistin nutzt die Formulierung ›Nicht‹ keinesfalls im Sinne der Negierung, sondern im Sinne der besonderen Hervorhebung.

gen in ihren Äußerungen inwiefern die Relevanz des FFGZ Berlin und die Sinnfrage des politischen Aktivismus in Verbindung mit dem eigenen Engagement gesehen wurden:

»Aber ich war ja sowieso immer rebellisch. Und musste alles immer extrem machen. Aber für mich war das so .... das war meine totale Identität! Die Frauenbewegung, das FFGZ. Auch wenn ich da irgendwie meine Ecken und Kanten mit hatte ... innerlich, inhaltlich, und mit einigen Frauen. Aber das war mein ein und alles. Daran war mein ganzes Leben, mein Sein, jede Faser gebunden. Für mich. Was die Frauenbewegung und das FFGZ anging.« C2(g) 00:57:04-6

Das sinnstiftende Element konnte auf die internationalen Zusammenhänge der Frauengesundheitsbewegung übertragen werden, bei denen das eigene Zentrum durchaus als Teil des großen Netzwerkes verstanden wurde:

»Ich fand das genauso. Ich fand es das Allerwichtigste, was mir je hätte passieren können im Leben! Dein Leben, Du hattest 'nen Ziel, es hat Sinn gehabt, Du warst auf der richtigen Seite, wir waren alle Schwestern, international!« B2(g) 00:57:22-0

Die Verbindung durch die Sinnstiftung innerhalb der Kollektivität wird hier besonders deutlich. Die Bezugnahme auf die Mitstreiterinnen der Gruppe, aber auch der größeren Bezugnahme durch die Frauengesundheitsbewegung – oder der Neuen Frauenbewegung insgesamt – bot den Nährboden für das Engagement, welches die Grenzen zwischen ›Persönlichem‹ und ›Politischem‹ überschreitbar werden ließ.

»Und wenn jemand dann aufgehört hat [im FFGZ], das war für mich immer so wie 'ne Krise. Weil ich dachte... oh, ich werd verlassen. Ich glaub, bei Dir, [C2], war das mehr, Du wolltest mit [Name der Freundin, die auch das FFGZ verlassen hat], Ihr habt 'nen Abenteuer, das war irgendwie **nachvollziehbar**, ja? [...] Aber ich weiß, als [C3] aufhörte, da, ›Oh.‹ Und bei [B3]. Das war 'nen persönlicher Verlust... aber auch... **die Gruppe** wurde immer kleiner! Ja, und das zeigt auch finde ich, wie wertvoll auch die Freundschaften sind. Und das, das ist 'nen anderes Arbeiten! Selbst wenn wir uns nicht immer prima verstanden haben... es war dieses Urvertrauen da.« B2(g) 02:58:22-0

Da etliche FFGZ-Aktivistinnen in *Feminist Women's Health Centers* gearbeitet hatten, ist der Kontrastpunkt zu den USA immer wieder in den Interviews aufgekommen. C1, die in einer feministischen Abtreibungsklinik gearbeitet hatte, beschreibt für dort etwa 60 bis 80 Stunden pro Woche, die an Engagement von den Aktivistinnen verlangt wurden. Gleichzeitig beschreibt sie, dass der alltägliche Betrieb im Vordergrund stand:

»Wie es jetzt **wem** gerade **ging** im [*Feminist Women's Health Center*<sup>38</sup>], das war echt kein Thema. Wir hatten unsere, unsere Sachen, die wir zu bearbeiten hatten, und ... fertig. Ja. ... Das Befinden der Einzelnen war **deutlich** weniger Thema als im FFGZ [Berlin]« C1 00:52:53-7

38 C1 war vor ihrem Engagement im FFGZ Berlin in den USA in einem *Feminist Women's Health Center* aktiv.

Doch Aktivistin C1 betont, in der Arbeit des FFGZ Berlin habe das persönliche Befinden der Aktivistinnen zwar Raum eingenommen in internen Prozessen, gleichsam sei etwa Befremden unter Mitwirkenden des FFGZ stets in den Hintergrund getreten, sobald es angesichts der äußeren ›Feinde‹ und Ziele des politischen Engagements des Zentrums um das gemeinsame Aktivwerden ging. Die bereits erwähnten ›Ärztschaften‹ waren hierbei offenbar immer wieder ausschlaggebend:

»Na, die Ärzteschaft. ... Die Ärzteschaft, die ... die die Frauen von ihren Informationen über sich selbst fernhielt. ... Es ging immer darum, wie Frauen in den Praxen behandelt wurden. ... Ja, also das ... das, so etwas wie zum Beispiel: Eine Frau kommt in eine Arztpraxis und sieht den Arzt nicht, sondern wird gleich reingebeten, sich freizumachen, auf den Stuhl zu legen und dann kommt der Arzt rein und sagt: »Guten Tag!« Verrückt. **So** etwas zum Beispiel war Thema. Oder die Frage: Wie ist die Frau an der Behandlung beteiligt? Kriegt die einen Spiegel und eine Taschenlampe in die Hand, um sich selber mal ihren Muttermund oder sich von innen anzuschauen, weil, **wer** kann die Veränderung, die sich dort vollzieht, besser beurteilen als die Frau, die sich selber kennt? ... Während der Arzt ja alle möglichen Frauen sieht und doch gar nicht den ... also sich das gar nicht so genau merken kann. Ne, und ich meine, das ist ja heutzutage immer noch nicht selbstverständlich.« C1 00:55:45-4

Der anti-autoritäre Impetus, der sich gegenüber der Gesundheitsverwaltung ausdrückte, wurde dabei mitunter in die alltägliche und direkte Begegnung mit Ärzten getragen – auch aus der Position der ›Patientin‹ heraus. Dies kann auch zurückgebunden an die Narrativebene des Kollektivs ›Wir‹ gedacht werden, wie es die Figur der ›heilenden Frauen‹ und in der Neuen Frauenbewegung vieldiskutierten Bilder der ›Hexentraditionen‹ ermöglichten (vgl. Ehrenreich/English 1972).

»Mich hat das nicht interessiert was die Ärzte sagen, denn ich war ja so **rebellisch** drauf. Dass ich immer nur **Fuck You** hätte sagen können! Wenn ich es damals schon gekannt hätte diesen Ausdruck. Ja? Und ich war total drauf mit ›Ich mach mein **Eigenes!**‹ Genauso wie bei der **Geburt**, da war mir das auch scheißegal, ob die Hebamme das schon gemacht hat, Entbindungen, Hausgeburten oder nicht. Weil ich wollte halt einfach das so durchziehen, wie ich es mir so **vorgestellt** habe! Ich hatte den Eindruck, wir sind in der Hexentradition. Wir waren in der Hexentradition. Und das war und hat gegen die Ärzte gesprochen. Wir haben denen ihre Kompetenz abgesprochen! Aber das war für mich nicht problematisch! Dann sollen die doch weiter ihre Wissenschaft da machen.« C2(g) 00:50:19-5

Aus der Retrospektive der Aktivistinnen wird deutlich, welcher Antrieb dem Engagement im Zentrum innewohnen konnte. Die Hauptkritik der Frauengesundheitspolitik der Aktivistinnen richtete sich gegen die etablierten Organe der Allgemeinmedizin, die als ›männlich dominiert‹ oder ›androzentrisch‹ kritisiert wurden. Dies schloss nicht aus, dass in anderer Hinsicht sehr wohl zwischen ›guten‹ und ›schlechten‹ Ärzten unterschieden wurde. Doch in der Gegenüberstellung zwischen ›Etablierten‹ und ›Underdog‹ überwog die Kritik am Gegenüber – und mündete in eine relativ allgemeine Kritik ›am System‹ oder einer Kritik ›gegen das System‹:

»Ich hatte schon den Eindruck, dass wir versuchten, gegen das System zu arbeiten. Jedenfalls war ich dafür damals. Gegen dieses Gesundheitssystem und das Gesundheitssystem zu revolutionieren. Und auch dann sowas, dass dann eben ... nicht die Frau alleine zum... Arzt geht, sondern mit jemand anders. Und bestimmte Überlegungen... nicht den Arzt nackt zu sehen, sich schon auszuziehen, sondern ... Das taucht immer noch jetzt als Bild auf. Wenn **ich jetzt** zum Arzt gehe... und ich soll mich dann ausziehen und ich bin dann in diesem komischen Kittelchen, ich weiß nicht, ob das in Deutschland auch so ist... ich mach das **nicht!** Ich bleib da immer sitzen und wenn, dann zieh ich mir mein Kittelchen sowieso nicht an, wenn, dann bin ich eben nackt oder ich hab meine normale Kleidung an! Deshalb kann ich das schon verstehen, nichts mit dem Gesundheitssystem zu tun haben zu wollen. Weil wir ja unsere Gesundheit in die eigenen Hände nehmen wollten. Und gegen das Patriarchat. Und gegen alles, was männlich war, und diese Götter in Weiß total gewettert haben! Und dass wir auch wussten, gekuckt haben, dass wir besser wissen, was mit unserem Körper als was die Männer ihrer Wissenschaftlichkeit zu Männern geforscht haben. Denn es war ja so: das Männerwissen wurde ja zum allgemeinen Gesundheitswissen über Männer- und Frauenkörper! Aber dass die nicht geforscht haben zu Frauenkörpern, das ist ja immer noch das Thema! Und deshalb haben wir uns total gegen dieses männliche Gesundheitssystem und -forschung gewandt.« C2(g) 00:48:04-8

Der ›*male bias*‹ des Gesundheitswesens und der Allgemeinmedizin wurde innerhalb der akademischen Frauenforschungskreise im deutschsprachigen Raum zum Gegenstand der Recherchen zwischen 1978 und 1992. Nicht zuletzt angestoßen durch die Frauengesundheitsbewegung wurden hierbei fundierte Studien angelegt, deren Höhepunkte Publikationen zur ›Krankheit Schwangerschaft‹ (vgl. Borkowsky 1988), zum ›Frauenleib als öffentlicher Ort‹ (vgl. Duden 1991) oder zur ›Ordnung der Geschlechter‹ (vgl. Honegger 1991<sup>39</sup>) bildeten. Die darin dargelegte diskursanalytische Aufbereitung der Thesen, die seit dem Aufgreifen der Auseinandersetzung mit den historischen Geschehnissen der Etablierung der Ärzteschaft (vgl. Ehrenreich/English 1973) im Raum standen, stellte eine Verbindungslinie zwischen der durch die Aktivistinnen inspirierten kritischen Herausforderung der gesellschaftlichen Verhältnisse und der akademisch fundierten Gesellschaftskritik dar.

Die Praxis des FFGZ Berlin bedeutete die Kritik an Ärzteschaften im tagtäglichen Handeln und sehr konkret die Fortführung der Ärztekartei, die bei *Brotu. Rosen* begonnen und in der Abtreibungs- und Verhütungsberatung fortgesetzt worden war. Die Unterscheidung zwischen ›guten‹ und ›schlechten‹ Ärzt:innen vor Ort war auch in den frühen 1980er Jahren noch relevant und hier flossen allgemeine Gesellschaftskritik und lokal-pragmatische Handlung zusammen:

»Weil wir Ärzte und Ärztinnen **kritisiert** haben. Wir hatten ja auch 'ne Ärztekartei, wo wir gesagt haben: die, die, die, die, **die**, da solltet Ihr nicht hingehen, die behandeln Euch nicht **gut!**« B3(g) 00:48:50-7

39 Honegger hat in ihrer Studie detailreich insbesondere die Sedimentierung von Misogynie im Prozess der Etablierung der Humanmedizin als androzentrischen Forschungs- und Praxiszweig anhand der diskursiven Selbstformation als neue eigene Wissenschaft aufgezeigt (vgl. Honegger 1991).

Auch in anderen Städten gab es eine solche Ärztekartei, die durch bewegte Frauen angelegt wurde. In Frankfurt a.M. führten öffentliche Protestaktionen gegen die Kriminalisierung von Schwangerschaftsabbrüchen im §218 dazu, dass das dortige Frauenzentrum in einer Razzia durchsucht und die lokale Ärztekartei beschlagnahmt wurde (vgl. Frauenjahrbuch 1976: 154–158). Derlei repressive Versuche, die Aktivistinnen der Frauengesundheitsbewegung zu verunsichern oder zu kriminalisieren, schlugen allerdings mittel- bis langfristig fehl. Die Reflexion der politischen Strukturen und der staatlichen Repression war innerhalb der Aktivitäten der FFGZ-Gruppe in Berlin bereits durch die Zusammensetzung der Gruppe – aus Pädagoginnen, Soziologinnen und Politologinnen – »strukturell« angelegt, zumal die meisten der Aktivistinnen über die Neue Frauenbewegung oder andere linkspolitische Protestbewegungen zum Engagement im Zentrum gekommen waren.

Dabei schwang in den Politiken des FFGZ Berlin stets der Ansatz der *Self-Help*-Gruppen der USA mit, der dort auch federführend für die Ausrichtung der *Feminist Women's Health Centers* geworden ist, denn die Selbstuntersuchung der Frau wurde anerkannt als Politikum an sich:

»Also da denke ich, dass das [...] vor auszuschauen, das ist nicht **irgendeine** Bewegung, die damit zu tun hat, dass die Frauen sich selbst untersuchen, sondern es hat auch ein Politikum in sich. Ja, das ist mit Bewusstseinsbildung. Mit Gesundheitsfürsorge und auch mit -vorsorge zu tun hat. Weil wenn ich mehr mich kenne und eine Frau [...] weiß, kann ich ihr auch [...] für mich sorgen.« B1 00:32:30-9

»Also das Thema Abtreibung war im FFGZ nicht so **präsent**... also das ist zwar... ein Teil der Frauenbewegung in den 70er Jahren auf jeden Fall gewesen und die Ursprünge des FFGZ hatten damit auch zu tun, aber ... die Ausrichtung des FFGZ von Anfang an war ja eher die vaginale Selbstuntersuchung. Dieses Thema, dass Frauen in die Lage kommen, mehr Verantwortung für den Körper zu übernehmen und für sich selbst zu übernehmen, indem sie ihren Körper besser kennen.« C1 00:17:10-1

Für die Aktivistinnen überwog letztlich neben aller Sisyphusarbeit der täglichen Beratungsangebote, Rücksprachen und kleinteiligen Arbeit an der Zeitschrift »*Clio*« der Drang, es mit dem Goliath – der androzentrisch ausgerichteten medizinischen Profession, der Pharmaindustrie oder, allgemeiner gefasst, der Gesundheitspolitik an sich – aufzunehmen. Dies konnte sich auch darin niederschlagen, dass die Aktivistinnen sich noch umfangreicher im Zentrum einbrachten, in dem zu Frauengesundheitsthemen und der Pharmaindustrie umfassend geforscht und recherchiert wurde, auf eigene Faust und unentgeltlich. Die Themenvielfalt des FFGZ Berlin wurde gleichsam dadurch erweitert und es gab neuen Antrieb durch neue Rechercheergebnisse. Auch die Profession der Ärzteschaft, allen voran der Gynäkologie, wurde analytisch durchdrungen in den Recherchen:

»[...] über Wechseljahre was gemacht. Und dann das waren **alles** Arbeiterfrauen [in der Beratung], das weiß ich noch. Und dann ... Ich war 32, wo ich das gemacht hab. Aber mir gings darum, einfach diese Aufklärung. **Was** sind die Wechseljahre? **Was** ändert sich? ... Inzwischen weiß ich, dass es nicht nur die Hormone sind, sondern jede Menge, das

ganze Leben ist wie Pubertät. ... Aber uns war es wichtig, dass die Frauen überlegen, »Komme ich [...] ohne Hormone aus? Oder muss ich mir das? ähm, die hatten damals 'ne ganz gefährliche Cocktailmischung. Die hatten damals **nur** Östrogene. Und das ist zu, hat zu ... Gebärmutterkrebs geführt. Weil, das wird nur aufgebaut und aufgebaut und das blutet nicht ab. Und dann kamen die [...] [in der Pharmakologie] auf die schlaue Idee »Oh dann mischen wir das mit Progesteron.« Ja, dann haben die Frauen Brustkrebs bekommen. Und dann hieß es »Oh.« Und dann haben die es mit [...] gemacht und dann kamen die an mit so Sachen wie Hitzewallungen, trockene Vagina, das sind Symptome, die eine Frau **sehen** kann, ... da kann sie selber **überlegen**, ob sie die Hormone nimmt oder nicht. ... [flüsternd] Aber wenn die eine Osteoporose bekommen, das so heimlich sich heranschleicht. Dann haben die Frauen wieder 'ne Tüte. Und dann müssen sie schon **vor** Beginn der Wechseljahre wieder mit den Hormonen beginnen.« B2 (2) 0023:01-6

Die Aktivistin verbleibt auf der Ebene der Kritik in der Markierung von Übergriffigkeit von Medizin und Pharmaindustrie, die sich jedoch weniger deutlich darstellte als noch in den 1970er Jahren. Sie spricht davon, dass die Problematik zum späteren Zeitpunkt eher durch marktvermittelte Abhängigkeit der Frauen von Fehlinformation und Pharma-Produkten zutage getreten sei. Hiergegen habe sich das Engagement des FFGZ in den späten 1970er und den 1980er Jahren gerichtet.

»Da hatten die [Pharmakonzerne und Ärzteschaften] die Kundschaft wieder... Und es war, um einfach diese Schweine zu entblößen, dass wir gesagt haben, wir müssen die Frauen retten, ja. ... Und das war auch eine, eine Herausforderung. Aber das war der Grund, ja. [...] Und dann waren ... um äh eine [gynäkologische] Fachärzte, die Ärztin zu machen, musstest du damals, glaube ich, sechzig Gebärmütter entfernt haben. Also jede Frau mit abgeschlossenem Kinderwunsch hast sie gesagt: »So, sie haben Meno? [klatscht einmal in die Hände] Nehmen wir raus!« Ja. Und das das war ne richtige **Epidemie**. [...] Und das [unser Engagement] war, um diese Frauen zu retten. Vor dem Messer, ja.« B2(2) 00:24:14-7

In der Beschreibung wird offenbar, wie umfassend die Recherchen betrieben wurden und dass auch die Ausbildungsregularien von Facharztberufen in den Blick genommen worden waren, die zu entwürdigenden Praktiken gegenüber Frauen als Patientinnen führten. Denn sobald den Aktivistinnen des FFGZ deutlich war, dass es eine Korrelation zwischen dem Anstieg der operativen Gebärmutterentfernungen geben konnte mit den Ausbildungskohorten für gynäkologische Ärzt:innen, wurde dies anhand der Regularien und ihrer Änderungen in den Blick genommen. Hier war das Ziel tendenziöse Beratungspraktiken offenzulegen und als solche zu kritisieren. Gehör fanden die Analysen des FFGZ jedoch offenbar eher in den eigenen Beratungssettings.

Daher wurde Öffentlichkeitsarbeit entscheidend, denn es sollten möglichst viele Frauen erreicht werden. In den eher peripher gelegenen Räumlichkeiten in Berlin-Lichterfelde gab es eine Laufkundschaft, die der dortigen Universität nahestand. Doch den Aktivistinnen war zu jener Zeit deutlich, dass das FFGZ außerhalb der eigenen Räumlichkeiten an die Öffentlichkeit gehen müsse, um mehr als die universitär ange-

bundenen Frauen zu erreichen. Workshops wurden daher organisiert, wie dies bereits im Rahmen der West-Berliner Sommeruniversitäten für Frauen ab 1976 begonnen hatte.

»Und unsere Arbeit war halt viel Telefonberatung, war Aufbau, des Archiv, war ich hab...damals viel Öffentlichkeitsarbeit gemacht, bin rumgereist... hab... damals die Clitoris-Diashow entwickelt. Also die Clitoris-Diashow ist auch, basiert auch auf einem **amerikanischen** Buch, was ich damals übersetzt hab. Das heißt, oder, das hab ich nicht übersetzt, aber... ich hab die Clitoris-Diashow auf praktisch übersetzt, vom Englischen ins Deutsche, das Buch, was dann auch direkt übersetzt worden ist, heißt Frauenkörper neu gesehen [A New View of a Woman's Body] [...] Das ist das Buch, ich weiß nicht, ob das schon vergriffen ist inzwischen, aber da sind halt Beschreibungen drin und...« C1 00:24:54-9

Die Zusammenstellung und Präsentation einer ›Clitoris-Diashow‹ geht auf die Arbeiten der US-amerikanischen *Self-Helpers* zurück, die auf ähnliche Weise in ihren ersten Jahren Frauenkonferenzen und Frauenzentren bereist hatten, um auf die Techniken der Selbstuntersuchung, der Menstruellen Extraktion, aber auch die Zusammenhänge zwischen Politik und Frauenkörperlichkeit aufmerksam zu machen. Dem damaligen Prinzip der Zentrumsorganisation verpflichtet, machten im FFGZ Berlin »alle alles«, selbst, wenn sich dadurch Überforderung mancher Individuen herausstellen sollte, denen bestimmte Formen der Öffentlichkeitsarbeit schwerer fielen als anderen, wie im Fall von C1:

»Aber diese Show, die habe ich irgendwie geliebt. Das habe ich total gerne gemacht, obwohl ich es **immer noch** hasse, öffentliche Auftritte, und ich mich vor jedem Vortrag drücke. Aber ... das habe ich gerne gemacht. **Trotzdem** hat mich das so gestresst, dass ich dann ... durch diese ganzen öffentlichen Geschichten auch so was wie **Podiumsdiskussionen** zu irgendwelchen Themen aus dem Gesundheits-/Frauengesundheitsbereich, dass sich eine Magenschleimhautentzündung entwickelt hat, die nicht mehr so richtig wegging und ... [seufzend] dann bin ich ausgestiegen. Und auch **weil** [seufzt] wir **so** schlecht bezahlt waren, dass wir uns von dem, was wir da verdient haben, noch nicht mal einen Urlaub finanzieren konnten.« C1 00:26:37-9

So zeigt sich in den aktivistischen Perspektiven, dass ein Spagat zwischen politischer Emphase und dem Eigenschutz vor dem Ausbrennen in prekärer Lebenslage über längere Zeit hinweg geleistet werden musste. Als Grund des Rückzugs von Aktivistinnen aus dem Zentrum wird dies mehrfach retrospektiv angeführt, weil diese aktivistische Lebenssituation nicht dauerhaft tragbar gewesen sei. In einer Zeit, in der die Aktivistinnen des FFGZ verstärkt lokale und überregionale Aufmerksamkeit generieren und sich argumentativ-fachlich versiert zeigen konnten, blieb die Sicherung der aktivistischen Lebenslage auf Individuallösungen zurückgeworfen. Bevor auf die Lebensumstände von Aktivistinnen – auch als Grund, um die Gruppe zu verlassen – eingegangen wird, vertieft das kommende Unterkapitel die Wandlung des FFGZ zur Anlaufstelle mit eigener Spezialisierung und Expertise. In jener Phase des Zentrums wurde auf weitgehende Autonomie der inhaltlichen Arbeit gesetzt und eine inadäquate Entlohnung der Mühen hingenommen. Die Provokation und Anstößigkeit, mit der das Zentrum durch manche

Öffentlichkeiten wahrgenommen wurde, waren Elemente, die sich die Aktivistinnen schließlich ›leisten‹ konnten in der Abwesenheit monetärer Abhängigkeit.

## 6.5 Laiinnen – Störerinnen – Spezialistinnen

Die Anstößigkeit und intendierte Provokation durch die eigenen Arbeitsweisen gaben den Aktivistinnen des FFGZ Berlin manchmal den entscheidenden Schub für das Selbstbewusstsein, das den ›Underdog‹ zur Renitenz bringt. Mit der Provokation geht nicht zuletzt eine Genugtuung einher, dass beim Anstoß nehmen der Anderen (endlich) Einfluss und Aufmerksamkeit generiert wurden:

»Mit diesen Selbsthilfekursen... irgendwann kam das raus, **was** wir da machen.« B2(g) 00:52:08-2<sup>40</sup>

Mit den Inhalten der Selbsthilfekurse sind die Selbstuntersuchungen gemeint, bei denen die Frauen reihum im *Consciousness Raising*-Prinzip die eigenen Erfahrungen mit dem Gesundheitswesen in der Runde teilten und sich selbst sowie einander mittels Spekulum und Spiegel untersuchten.

»Und dann hieß es ›gegen die Sittlichkeit‹ – und da war 'ne CDU-Frau in Berlin, die uns aus der Volkshochschule Charlottenburg rausgeschmissen [hat]. Das [was wir machen] war ein Unding! Und da waren aber einige Ärzte, die offen waren, und ich weiß einmal, da hatten wir 'ne Einladung bekommen, von dem Ärzteverband in Norddeutschland in Lübeck, das waren Ärztinnen, Gynäkologinnen, die hatten von uns gehört und die wollten einfach **sehen**, wie so eine Frau aussieht. Und da wurde ich entsandt [...] Mit meinem Spiegel und Spekulum und//« B2(g) 00:53:00-2

»//[fällt ins Wort] und Latzhose!« B3(g) 00:53:01-2

In der Begegnung mit aufgeschlossenen Ärztinnen und Ärzten wurde wie bei sämtlichen Begegnungen mit der erweiterten Öffentlichkeit aus dem FFGZ Berlin heraus nicht mit Provokationen oder frauenbewegtem Selbstbewusstsein geizt.

»Aber das fand ich interessant, die Frau hat gesagt, ›Sie [...] können das bei mir in der Praxis zeigen‹. Und dann hab ich auch noch ein paar **Diaphragmen** bei ihr angepasst! Sie sagt ›Sie sind doch die Expertin!‹ und so... es gab beides, dann gab es so einen Arzt, das war so ein Schwein im Klinikum Steglitz. Damals West-Berlin. Und Frauen, die dort also Medizin studierten und bei ihm waren, haben uns davon erzählt und... wir haben mit denen auch viele Selbsthilfekurse gemacht. Und er wollte als Teil des Kurses, dass die Frauen untersucht werden. Und dann haben wir mit ihm auch 'ne Fortbildung gemacht.« B2(g) 00:54:16-2

40 Diese Schilderung von B2 fand im Rahmen des Gruppengesprächs unmittelbare Zustimmung und Bestätigung durch herzhaftes Lachen der umstehenden anderen Aktivistinnen von einst.

Die Verschiebung der Grenzen zwischen ›Professionellen‹ und ›Laien/Laiinnen‹ des medizinischen Fachbereichs ist bezeichnend für die Praktikerinnen der Frauengesundheitsbewegung. Auch in den USA waren bereits die *Feminist Women's Health Centers* Anlaufstelle für Weiterbildungen zur Anpassung von Diaphragmen, ebenso wie es zu Fortbildungen für Mediziner:innen gekommen war, die nach der Legalisierung von Abtreibungen in den USA 1973 zwar die Zulassung, nicht aber das Know-How für die Abbrüche hatten und sich beispielsweise in den bis dahin bestehenden *Feminist Women's Health Centers* von Los Angeles und Oakland in den Techniken für Schwangerschaftsabbrüche durch Vakuum Aspiration und Menstrueller Extraktion unterrichten ließen.

»Naja, aber **Fakt** ist, das muss man einfach sagen, dass wir durch unsere Arbeit und die regelmäßigen **Beratungen** und das Anpassen von Diaphragmen, haben wir die Schulmediziner auch **korrigiert**. Die [Frauen] sind ja erst beim Arzt gewesen, haben sich ein Diaphragma anpassen lassen und wir haben dann gesagt ›Stimmt nicht! Größe stimmt nicht!‹ und dann wurden wir zu einer...[...] selbstbewusster, aber auch zu einer Autorität, die mehr und mehr auch Anerkennung fand. So hab ich das schon gesehen.« B3(g) 00:54:58-8

Die Laiinnen, die zu Beginn der 1980er Jahre auf etliche Jahre in gynäkologischer Selbsthilfe, eigene erstellte Literatur und die erfahrungssichere Haptik der Anpassung von Portiokappen oder Diaphragmen zurückblicken konnten, wurden damit zur Anlaufstelle für diejenigen Mediziner:innen, die sich in Bezug auf Verhütungsberatung und frauenfreundliche Gynäkologie weiterbilden wollten. Die Anpassung von Diaphragmen ist auch gegenwärtig noch kein fester Bestandteil gynäkologischer Fachausbildung, sondern auf freiwilliger Basis erlernbar.

Was dabei ›heute‹ als Selbstverständlichkeit beanspruchend abgetan werden kann, da sich Paradigmen um Prävention und Selbsthilfe in den Kanon der Gesundheitswissenschaften und Pflegewissenschaften sedimentiert haben, war für die Zeit der späten 1970er und frühen 1980er noch mit Befremden behaftete Überzeugungsarbeit, die als grundlegende Herausforderung der gegebenen Verhältnisse verstanden werden kann:

»Frauenselbsthilfe, -untersuchung, Frauenkörper, das alles war schon eine Herausforderung. Das überhaupt verständlich zu machen. An die Öffentlichkeit treten. Darüber zu reden. In der Auseinandersetzung sein, warum das jetzt so sein soll, warum das hin-fällig ist. Was hat denn das mit Prävention zu tun...« B1 00:34:20-3

»Also, nich, das hat sich auch ... das FFGZ also erstes waren's Frauen, was ja schon '**nen Ding** war! dass die Frauen sozusagen **wagten** zu definieren, was sie das richtige finden für ihre Gesundheit. Und das ... also, in einer noch viel autoritärer geprägten Gesellschaft war das alles so Störer, die, dieses feste System, da dran rumkratzen und das nicht mehr anerkannten ... das hat denen ... ich glaube, es gibt in der Menschheitsgeschichte tausend Millionen von solchen Situationen, wo irgendwelche Teile der Gesellschaft anfangen irgendwo rumzukratzen. Und die, die die Macht haben, versuchen, ihre Macht zu erhalten. [...] das war Provokation. Nich, etwas in Anspruch zu nehmen, worauf wir gar kein Recht hatten. Wir waren kaum fertige Ärztinnen. Ich glaub, alle waren noch im Studium ... Und dann auch Nicht-Ärzte ... die das für sich in Anspruch nah-

men, ne, es war ja auch früher ... dass 'ne Frau entscheidet, ob sie 'nen Kind bekommt oder nicht ... das war Männersache, der das Kind ja ernähren muss. Das war also noch **so** im Blut quasi. Es gehörte richtig **Mut** dazu, sich **was zu trauen!**« B4 01:03:01-63

Das Einfordern von Rechten – unter anderem Mitsprache bei der Gestaltung von Beratungs- und Behandlungsprozessen – stand auf der Agenda des FFGZ. Einerseits als Störrinnen, andererseits als Spezialistinnen erhielten die Aktivistinnen Aufmerksamkeit. Dabei schienen sich mitunter die Linien der Expertise zu biegen ohne sich jedoch grundlegend zwischen medizinisch zertifizierter Fachlichkeit und Laientum aufzulösen:

»Und als wir mit einer Krankenschwester [in den 1980er Jahren] zusammen Kurse machen wollten an der FU, da hat der Präsident der FU das verboten, weil wir keine Ärzte waren. ... Aber damals, das war unser Einstieg in die Institutionen. Über die Kontakte, Anerkennung und das hat sich so rumgesprochen... ach, FFGZ!« B2 (g) 01:33:43-3

Das Suchen und Aufzeigen von Alternativen spielte beim Kontakt mit Öffentlichkeiten und Institutionen eine besondere Rolle, die dem FFGZ positive Aufmerksamkeit zuspielte. Auch in Ärzteschaften und auf anderweitiger pharmakologisch-medizinischer Fachebene gab es in den 1970er und 1980er Jahren eigene Ansätze, um Veränderung anzustreben. So konnten diese reformatorischen Kräfte in den bestehenden Institutionen, die offenbar Sympathien für die Aktivitäten und Ideen des FFGZ hegten, Brücken aufbauen, die sich über die inhaltlich-thematische Ebene der sachlich fundierten Expertise herstellen ließen. Dazu dienten die Publikationen des FFGZ als zentraler Ansatzpunkt, denn in den eigenen Räumen als Anlaufstelle wurden interessierte Frauen erreicht und mit den Publikationen breitere Öffentlichkeiten, bis hin zu medizinischen Fachberufen:

»... das ist auch in dem anderen Buch, glaube ich, drin. Oder in einer der Zeitschriften von, in einer der Clio-Ausgaben. Da ist ja eine Ausgabe zu Diaphragma. Ja, weil es- Es wurde dann plötzlich so, Ärzte waren interessiert und Ärztinnen, und Frauen und so. Und dann haben wir mehr immerzu mit dem Diaphragma gemacht als wir eigentlich wollten, eigentlich so andere Sachen weiter forschen und arbeiten. Und, ja. Aber das hat sich dann, glaube ich, wieder ein bisschen ausgeglichen.« A1(1) 00:20:37-4

Die Ebene von Expertise verschob sich – wie bereits deutlich geworden ist – zuweilen zugunsten des FFGZ Berlin, dessen Aktivistinnen über Fertigkeiten und Erfahrung verfügten, die medizinisch-professionell Ausgebildeten offenkundig fehlen konnten:

»Ja. Das [Frauen an das FFGZ Berlin empfehlen] mache ich nach wie vor. Das ist die beste ... Institution in Berlin und ich, bei mir ist hängengeblieben, dass, dass ich damals, wenn ich ... Frauen mit Diaphragma-Interesse dort hatte, dass ich, wenn die schon ein Diaphragma hatten und ich das nachgetestet habe, dass die oft gar nicht passten. Die Ärzte haben keine Ahnung. Die haben nach wie vor keine Ahnung davon. Das wird falsch angepasst und dann beschweren sie sich darüber, dass es nicht funktioniert. Es gibt auch Frauen, bei denen das **gar nicht** passt. Bei denen überhaupt keins passt, ja. Das ist immer eine Frage des Körperbaus. Und das muss man aber ... **bemerken** kön-

nen. Ja. Wenn die das nicht vernünftig machen können, was soll das dann, ja? Bringt es nichts. Und dafür ist das FFGZ nach wie vor die beste Adresse.« C1 00:31:38-2

Insgesamt wird das Spannungsverhältnis gegenüber Ärzt:innen angesprochen als eines, das hierarchisch geprägt war, doch inhaltlich bei aufgeschlossenen Vertreter:innen der Fachmedizin auflockern konnte, bis hin zu Austausch und Fortbildung. Dies wird jedoch anlassbedingt skizziert, entweder aus Interesse oder Notwendigkeit seitens der einzelnen Ärzt:innen heraus, und bedurfte stets des Hinwegsehens über Anstößigkeit oder die Akzeptanz der selbstbewusst-provokativen Äußerungsformen von FFGZ-Aktivistinnen seitens der Mediziner:innen.

Provokation ist sofern als Teil der Herausforderung von gegebenen Verhältnissen zu verstehen, insbesondere im Umgang mit gesellschaftlichen Institutionen. Auf der anderen Seite wurde Provokation als grundlegende Haltung jedoch nicht nur gegenüber äußeren Institutionen oder den ›Ärztenschaften‹ angesetzt, sondern – gänzlich im Sinne der US-amerikanischen Vorbilder der Frauengesundheitsbewegung – auch gegenüber denjenigen Frauen, die die Angebote des FFGZ Berlin wahrnahmen und dabei auf, gerade aus heutiger Sicht gesehen, offenbar ›unvorstellbare‹ Praktiken trafen. Mithilfe selbstbewusst-provokativer Offenheit wurden somit Frauen, die in die angebotenen Kurse oder Beratungen kamen, konfrontiert mit gesellschaftlichen Tabus und dem Aufruf, diese zu überwinden.

»Also, ... es gab ja nur den Bereich des Ehrenamtlichen. Ich glaube, es gab ein oder zwei Frauen wie [B3], die, glaube ich, verhältnismäßig... vielleicht sogar immer da... also man konnte da anrufen im FFGZ, aber letztendlich waren wir alle nur stundenweise da, also es war eben kein totaler Job. Also ich hab einmal in der Woche ... ich glaub, das stimmt noch nichtmal, nichtmal einmal in der Woche, vielleicht einmal im Monat zwei Stunden ›218‹-Beratung gemacht. Dann haben wir ein langen... Mittwochabend war das glaube ich, da gab's Themen, inhaltlich zu diskutieren, Kampagnen zu diskutieren, die Clio zu entwerfen. Dann hat man sich mal getroffen, um... also im Allgemeinen haben wir gemeinsam Artikel geschrieben, hat das niemand nur allein gemacht, sondern auch... zum Teil auch. Nun, und dann brauchte man auch so'n bisschen um die Räume zu entwickeln... dann haben wir uns eingearbeitet in die Selbstuntersuchungsgruppen, die unter heute **unvorstellbaren** ... also **unvorstellbar**, dass Frauen sich **heute** in der Gruppe ausziehen und sich gegenseitig voreinander sozusagen ... nackt zeigen und sich gegenseitig untersuchen oder zugucken wie die andern sich untersuchen ... was wir sehr wichtig fanden.« B4 00:29:49 -8

Hier zeigt sich wie relevant die Provokation für die Aktivistinnen innerhalb der Haltung jener Zeit war. Einerseits wird benannt, dass die eigenen Praktiken in jener Zeit anstößig waren – oder gar bewusst mitsamt der Anstößigkeit und Provokation eingesetzt wurden, um Veränderung zu erzielen. Und gleichsam wird benannt, dass sich aus diesen Formen des Aktivismus kein Abstumpfen ergeben hat, sondern dass im Gegenteil zum Zeitpunkt des Interviews die damals praktizierte Umgangsweise mit der damaligen Anstößigkeit für noch größere Provokation sorgen könnte. Denn in der Schilderung der Aktivistin zum Engagement der damaligen Zeit kommt die Einschätzung hinzu, dass gerade mit der Brille der aktuellen Gegenwart die tatsächliche Brisanz dessen, was da-

mals alltäglich praktiziert wurde, noch deutlicher erkennbar wird. Bei der Schilderung des eigenen Engagements kommt eine Folie dazu, die auch Bewunderung für die eigene Courage im ›Damals‹ ausdrückt. Dies speist sich, und das soll im Rahmen dieses Unterkapitels unterstrichen werden, aber auch aus der eigens erworbenen Expertise, von der die Aktivistinnen jener Zeit überzeugt waren. Hierzu gehörte auch das Festigen und Weiterentwickeln von Fachwissen, das üblicherweise ausgeblendet wurde, aber aus dem Impetus der politischen Überzeugung der Frauengesundheitsbewegung erwachsen war. Ein zentrales Beispiel hierfür stellt die Arbeit in der Verhütungsberatung dar, die besonders auf das Ausloten von frauenfreundlichen und körperlich gut verträglichen Verhütungsmitteln ausgerichtet war, wie auch die Betonung auf Anpassung und Verwendung von Diaphragmen zeigt.

»Und dann hat es ja, was auch mit zum, sozusagen, mit die Nebenwirkungen von ›218‹ war, **Verhütungsberatung** ... das hab ich ja noch gar nicht erwähnt! – Verhütungsberatung zu machen. Und wir hatten – nicht, das Diaphragma war 1920 in Berlin erfunden worden, ist aber aus Berlin ganz verschwunden, möglicherweise auch durch die Nazis und ist über die US-Frauen wieder nach Berlin gekommen – und wir haben ganz viel Diaphragmagruppen auch, das war auch nochmal, da sind wir die bei den Selbstuntersuchungsgruppen drauf gekommen, dass die Frauen sich das Diaphragma einsetzten und probierten, ob das die richtige Größe hat. Das war auch noch 'nen wichtiger Teil des Beratungsangebots von Anfang an.« B4 00:33:15-4

Die Wahrnehmung von Expertise, die sich in Hinsicht auf ausgewählte Spezialthemen zugunsten der FFGZ-Aktivistinnen verschob, kann durch die fachlich fundiertere Argumentationsweise bei kritischen Publikationen zur Gesundheitslandschaft erklärt werden. Gesundheitsaufklärung für Frauen mittels Selbsthilfe schien ein Aspekt zu sein, der Anschlussfähigkeit herzustellen vermochte. Provokative Elemente in der Aktionsebene waren Teil der Außenwahrnehmung, doch dass Inhalte darüber hinaus als Expertise wahrgenommen und ernst genommen wurden, deutet darauf hin, dass sich die Aktivistinnen gegenüber Interessierten als fachlich versiert zeigen konnten. Der Hinweis seitens Aktivistin B2 allerdings, dass Kurse im Rahmen universitärer Angebote aufgrund der mangelnden Qualifikationszertifizierung als ›Ärzte‹ abgewiesen wurden, zeigt auf, dass jedes Angebot der Aktivistinnen auf Interesse und Offenheit angewiesen war, um innerhalb bestehender Institutionen Einlass, Gehör und Anklang zu finden.

Diaphragmenberatung und -anpassung findet sich nicht regulär in der gynäkologischen Versorgung.<sup>41</sup> Hier konnten aus der Frauengesundheitsbewegung heraus entstandene Zentren Expertise entwickeln. Gleichsam ging der Ausbau von Expertise im FFGZ in jener Zeit mit einer allgemeinen inhaltlichen Professionalisierung – besonders hinsichtlich der Erarbeitung von medizinisch-pharmazeutischen Themengebieten – einher, die jedoch nicht entsprechend durch monetäre Entlohnung der Arbeit begleitet gewesen wäre. Mangelnde Aufmerksamkeit und Entlohnung für die eigene Arbeit und die eigens

41 Auf die Aktualität dieses Phänomens verweist auch E1 im Interview, da diejenigen Frauen, die sich an das FFGZ bis zum Zeitpunkt der Interviews wendeten, nach wie vor ihre Verwunderung artikulierten, nachdem sie bei der regulären gynäkologischen Praxis keine qualitätsvolle Beratung zu Diaphragma und Portiokappe erhalten hätten (E1 – 00:27:39-4).

erworbenen Expertisen tauchen wiederholt auf der Ebene von aktivistischen Erfahrungen in den Interviews auf. Mit dem Verweis auf das, was durch das eigene Engagement im Zentrum und die Arbeit der gesamten Gruppe angestoßen wurde, ist hier auch eine Problematisierung zu finden, da die Lebenssituation der Aktivistinnen nicht dauerhaft tragbar gewesen sei angesichts eines Lebensunterhaltes, der finanziert werden musste. Es ist ein wiederkehrendes Thema, dass der Aktivismus viel Engagement abverlangt habe und zugleich die entsprechende öffentliche Anerkennung ausgeblieben sei. Dies wird auch als Handlungsfrage skizziert. Die Aktivistinnen, die sich im FFGZ engagierten, waren einerseits von der Wertigkeit der eigenen Arbeit überzeugt, andererseits uneins über die Finanzierung der Arbeitsweise vor Ort. Ohne staatliche Unterstützung oder mit geringer Finanzierung durch staatliche Mittel, lag der Arbeitsweise Eigenständigkeit und Unabhängigkeit inne. So befand sich die Gruppe in einem Zustand, der Diskrepanzen aushalten musste zwischen inhaltlicher Autonomie und mangelnder Außenwahrnehmung sowie dauerhaft unterfinanzierter Arbeitsgrundlage:

»Also vor allen Dingen haben 'nen paar, die dafür gesorgt, dass ja, ne, wir hätten schon auch gerne Geld vom Senat gehabt. Und dann haben wir eben, also es gab 'nen bisschen so als Projekt mit 'ner sinnvollen Arbeit, wo man ›218‹ nicht so in den Mittelpunkt, aber als ›frauengesundheitspolitisches Projekt mit alternativen Wegen‹ haben wir's schon versucht und da die Gesellschaft ja insgesamt in Bewegung war, haben wir schon versucht dafür Geld zu bekommen und auch 'nen bisschen Geld bekommen. [...] [Materialkosten] und ich weiß, ich hab für die Diaphragmaberatung... also die beiden ›mit Publikum‹-Beratungen, also wo Frauen kamen, dafür haben wir irgendwie Geld bekommen. [...] Aber es war eben, es war toll, nen bisschen Geld zu bekommen und ich, also und ich glaub, auch irgendwie noch zu dieser Zeit ist es uns gelungen für [B3], wenn ich mich richtig entsinne, leider ist da mein Gedächtnis nicht mehr sehr... das müssen Sie mit ihr besprechen... die hat glaube ich, mal 'ne halbe Stelle schon ziemlich früh gehabt, um einfach da zu sein.[...] Wir haben auch Literatur gesammelt und eben auch Literatur gelesen und bearbeitet... also es gab schon immer unheimlich viel zu tun. [...] Aber... also ich find schon das Wort Bewegung dafür unheimlich gut, denn es war so alles **in Bewegung!** Also es konnte über alles geredet, es konnte über alles nachgedacht und ... vor allem glaube ich, fühlten wir uns auch dadurch, dass das politisch nicht gleich erlaubt wurde – das war schon auch immer wieder was von Schwäche, aber ... also wir waren auch, vom Lebensgefühl her waren wir **unheimlich stark** in dieser Widerstandsform... immer die Besserwisserinnen der Gesellschaft, das war ganz klar!« B4 01:06:58-0

Hier wird deutlich, inwieweit Positionen von ›Schwäche‹ auch als ›Stärke‹ ausgerichtet wurden. Die interne Festigung der Gruppe wird in Verbindung gesetzt zur Marginalisierung durch bestehende Institutionen und der ausbleibenden Anerkennung geleisteter Arbeit. Der Bezug auf das Inhaltliche als Kern der aktivistischen Motivation bildet die Hinleitung zur Vergewisserung, trotz aller Anstrengung und Hürden das ›Richtige‹ zu tun. In der Kritik der Gesundheitsversorgung und auf der Ebene von Gesellschaftskritik bündelten die Aktivistinnen das Gemeinsame im Miteinander des Engagements

und der Kerninhalte. Die Ebene der ›Besserwisserinnen<sup>42</sup>, die in der Eigenbezeichnung hier auftaucht, umfasste daher die Haltung eigene Überzeugungen mittels Kritik nach außen zu tragen und den somit ›richtigen‹ Weg zu gehen. Doch das ›Besser-Wissen‹ ist einerseits auf den Wissens-Fundus selbst bezogen und andererseits zentrales Element des eigenen Kritisch-Seins, was hier durchaus im Sinne der zuvor dargelegten theoretischen Ansätze zu Macht und Kritik als Herausforderung von Macht verstanden werden kann. Das ›Gegen-Verhalten‹ der Aktivistinnen – im Sinne Foucaults – war verankert in der Fachkenntnis von medizinisch-pharmazeutischen Feldern sowie in der Fachkenntnis von Gesellschaftsanalyse. Insofern kamen mehrere Stränge in einem Bündelungspunkt zusammen, von dem ausgehend, Macht herausgefordert wurde, nicht zuletzt indem die genaue Kenntnis der Diskurse anhand von fachlichen Details ausgespielt wurde.

## 6.6 Interne Reibung mit Fokus auf Richtungsgebung

Bisher wurde illustriert, inwiefern sich die Aktivistinnen gegenüber Pharmazie und allgemeiner Gesundheitsversorgung positionierten und aus dieser Position heraus Kritik artikulierten. Darin spielte die Machtfrage eine zentrale Rolle, begründet durch adressierte soziale und geschlechtliche Ungleichheit in kritisierten Hierarchisierungen. Das im inhaltlichen Kern durch fundierte Auseinandersetzung fest verankerte Selbstbewusstsein der Gruppe, im Ansatz Missstände aufzudecken und das ›Richtige‹ einzufordern, war prägnant. Doch das Ringen um das ›Richtige‹ bezog sich nicht allein auf die Geschehnisse im ›Außen‹ – beispielsweise in der Gesundheitsversorgung –, sondern zog sich auch durch die gemeinsame inhaltliche Arbeit im Zentrum selbst. Um die Gruppierung nicht als homogen erscheinen zu lassen, wird im Folgenden ein Licht auf die internen Auseinandersetzungen geworfen, bei denen das Persönliche politisiert, aber auch das Politische personalisiert werden konnte. Die allgemeine Reflexivität von Auseinandersetzungen wurde bereits an anderer Stelle als Charakteristikum der Neuen Frauenbewegung herausgestellt.

Im Kleinen soll hier ein Abbild dieses Phänomens auch exemplarisch für gesundheitspolitisch bewegte Kreise jener Zeit gegeben werden. Auch wenn die Einblicke keinen Anspruch auf grundsätzliche Verallgemeinerbarkeit erheben, geben sie doch Aufschluss über Dynamiken. Dies bedeutet, dass die Deutung von einer Spiegelung von größeren Reibungspunkten der Neuen Frauenbewegung im Miteinander der Aktivistinnen vor Ort ausgeht. Was sich im Ringen um das ›Richtige‹ im FFGZ zeigt, weist Verbindungslinien zu anderen politischen und sozialen Bewegungen auf, insofern als dass hier die eigenen Ebenen der Arbeitsweise beständig zur Debatte standen, so dass Denken und Handeln

42 Die Bezeichnung ›Besserwisserinnen der Gesellschaft‹ zu sein, ist mehrdeutig, da es auch die Abgrenzung zu anderen politischen Argumentationen oder Einrichtungen umfasste. Eine Abgrenzungslinie wurde seitens der FFGZ-Aktivistinnen wiederholt gegenüber dem Selbsthilfeläden ›Im 13. Mond‹ aufgezeigt, von dem sich die Aktivistinnen des FFGZ Berlin distanzieren (vgl. Kapitel 6). Auch hier gab es ein Verständnis davon, anderen Selbsthilfeläden beziehungsweise anderen Gruppierungen gegenüber voraus zu sein und es ›besser zu wissen‹ als alle anderen.

in wiederkehrenden Prozessen anhand von Prämissen, die aus dem gemeinsamen politischen Anliegen heraus entwickelt worden waren, radikal hinterfragt wurden.

Dass in einer Bewegung, in der die Entpolitisierung alles vermeintlich Privaten aufgehoben werden sollte, der kritische Blick auch auf das Privatleben gelegt wurde, liegt nahe. Den Fokus auf das ›Richtige‹ zu setzen, kann in den Schilderungen der Aktivistinnen von einst als Thema nachvollzogen werden. Dabei ging es innerhalb der Gruppe jedoch auch um Richtungsgebung, die beständig ausgelotet und neu verhandelt wurde zu jener Zeit. In den Äußerungen wird aufgezeigt, vor welchem Hintergrund sich Divergenz in der Gruppe selbst kristallisierte. Markant ist, dass im Beschreiben von Rückzugsbewegungen einzelner Mitglieder aus der Gruppe auch eine implizite Festlegung der gemeinsamen Arbeits- und Verfahrensweise der Verbleibenden liegen konnte.

Eine Hauptachse, anhand derer Distanzen innerhalb der Gruppierung für jene Zeit in den Interviews artikuliert wurden, war die Lebensweise von und mit Frauen. Während sich in der Anfangszeit des FFGZ Berlin lesbisch identifizierte Frauen erst einen Platz in der Themenbreite der Gruppe schafften, war die Dynamik innerhalb der Gruppe bereits in den ersten Räumlichkeiten ab 1977 eine andere. Hier hatte die Debatte zu geschlechterpolitischem Separatismus einen erweiterten Rahmen erhalten. Der Ansatz ›Feminismus ist die Theorie – Lesbischsein die Praxis‹ beschäftigte die Neue Frauenbewegung der späten 1970er Jahre – wie schon an anderer Stelle dargelegt –, seitdem eine Grundsatzdebatte um Sexualität und ›Zwangsheterosexualität‹ Einzug in die frauenpolitische Diskussion gehalten hatte. Für das FFGZ hatte dies auch die Konsequenz, dass sich Aktivistinnen in den Retrospektivschilderungen der Interviews kritisch zum Gruppenegefüge und Aspekten des Miteinanders sowie zur impliziten Richtungsgebung im Zentrum jener Zeit äußerten:

»Ich hab zwei Kinder, die hab ich in [Name einer Großstadt] bei meinem Mann gelassen, und ich bin zurück gegangen nach Berlin, um zu arbeiten. Und hab also... schon da hab ich also so 'ne andere Geschichte... und wenig Unterstützung unter Lesben gehabt, dass ich weggegangen bin von meinen Kindern, sowas darf man als Frau ja gar nicht machen. Heute, glaube ich, ja noch viel weniger als damals, aber ich hab das... überzeugt gemacht. Auch weil ich wollte, dass die Kinder ihren Vater behalten und von mir sicher war, dass sie mich nicht verlieren würden, also dachte ich, das ist der bessere Weg als es umgekehrt zu machen. [...] Und das war im FFGZ dann aufzuhören war der Grund, dass ich oft das Gefühl hab, das ist zu sehr Studentinnen-bezogen. Also wir waren da auch ganz im Süden von Berlin, ganz außerhalb der ›normalen‹ Wohngebieten, ja nah an der Uni, aber eben für Frauen nicht sehr gut erreichbar. Wir haben da zwar über die Frauenzentren, das Frauenzentrum damals Werbung gemacht und waren zwar im Gespräch, also in dieser lesbischen und feministischen Umgebung wurden wir sehr gekannt, aber die Frauen mussten sich dafür interessieren, um ins FFGZ zur Beratung zu kommen.« B4 00:24:01-6

Hier findet sich ein doppeltes Hadern, das zum einen aus einer persönlichen Enttäuschung durch ausgebliebene – aber vor dem Hintergrund von Ansprüchen der Solidarität erwarteten – Rücksichtnahme oder Unterstützung herrührt. Zum anderen hadert die Aktivistin hier mit der Engführung des politischen Wirkungskreises des FFGZ, denn es zeichnet sich in der Beschreibung auch die Kritik daran ab, dass Lebensrealitäten

von verheirateten Frauen oder Frauen mit Kindern unterschiedlichster Milieus aus dem Blick des Denkens und Arbeitens im FFGZ gerückt seien, weil der Fokus auf feministischen und studentischen Kreisen gelegen habe. Aktivistinnen, die sich in heterosexuellen Beziehungen befanden, konnten sich inmitten heftiger Gruppenselbstthematisierung auch mit der Grundsatzfrage nach der ›richtigen Lebensweise‹ und nach dem ›richtigen feministischen Engagement‹ wiederfinden:

»Ich war immer Ausnahme. Als wir im Kadettenweg waren, gab es auch samstags Plena, nicht nur Mittwoch. Du musst es Dir so vorstellen, wir hatten wirklich sehr viel Zeit miteinander verbracht. Und es gab auch keine Arbeitszeit groß oder Freizeit, das war sehr verschwommen. Und an einem Samstag hatten wir so ein unendliches Treffen. Und dann war 'ne Pause. Und dann ging ich mit [Aktivistin], wir gingen spazieren. [...] also ich habe das offen gesagt, ich lebe in einer gemischten WG. Aber ich bin mehr so zum Übersetzen gekommen. Das ganze Feministische... ich dachte Medizin, die brauchen jemanden zum Übersetzen von dem ganzen Kram aus Kalifornien und... Selbsthilfekurs... Und das mit dem Hetero oder Zwangshetero tauchte auf... ich dachte ja, ... da beharrte [C1] sehr darauf. Auf dem Begriff. Ich sagte, ich weiß, was Du meinst... [...] egal. Und später hab ich mich dabei ertappt, in anderen Zusammenhängen anderen Leuten von Zwangsheterosexualität zu erzählen.« B2(g) 00:40:24-4

Die Gesamtdynamik war vor dem Hintergrund der engen Verflechtung zwischen Privatem und Politischem in der Neuen Frauenbewegung bedingt durch Vehemenz und das Ringen um das richtige Vorgehen bei Wegen, die neu und offen schienen. Die Frage danach, was Solidarität unter Frauen in der Umsetzung bedeuten sollte, war auch für die engagierten Aktivistinnen nicht komplikationslos zu beantworten. Diskussionen, in denen neben der Arbeitsweise im Zentrum auch Ideale des Arbeitens und Lebens zur Sprache kamen, bedingten Brüche im Miteinander, die aus aktivistischer Sicht nicht immer unmittelbar nachvollziehbar oder überbrückbar schienen:

»[...] Und das fand ich auch so aufgesetzt, weil unter uns haben wir Beziehungsprobleme durchgequatscht, ob mit meinem Freund oder mit deren Freundin oder was weiß ich. Das war sowas von **normal**. Da spielte die Etikette dann **keine Rolle!** Fand ich. Nur da ... fällt mir dieser Ausflug nach St. Peter Ording ein. Da haben wir 'ne Praktikantin gehabt. [...] Und sie hat in die Runde... wir haben richtig schön gefeiert und Geschichten erzählt und... Mordsstimmung. Und dann bringt sie in die Runde: ›Könnt ihr euch vorstellen mit Männern zu arbeiten?‹ Und wie wichtig ist es, einen Frauenraum zu haben. Und ich hab gewagt zu sagen: Natürlich ist es wichtig unter Frauen zu sein, man fühlt sich hier so geschützt, aber... Und alle Augen waren auf mich gerichtet und dann wurde ich richtig ausgeschlossen. Irgendwas hing in der Luft. Wir gingen zum Strand... und kein Mensch hat mit mir geredet. [...]« B2(g) 00:42:12-9

»Ja, das entsprach damals einfach nicht dem Zeitgeist.« B3(g) 00:42:20-7

»Ja, der lesbischen **Polizei** entsprach das nicht.«<sup>43</sup> C2(g) 00:42:26-9

43 Aktivistin C2 bezieht sich hier selbst mit ein, indem sie einstige Vehemenz von Aktivistinnen im Begriff ›lesbische Polizei‹ fasst.

Die Reflexion in der Gruppendiskussion war aufschlussreich, denn eine Dynamik der gegenseitigen Überprüfung innerhalb der Gruppe wurde zumindest deutlich in der Retrospektive. Es wird gleichsam sichtbar, dass Aktivistin B2 auch im Rückblick kaum Worte findet für das, was in der einstigen Zeit in ausgrenzendem Verhalten ihr gegenüber zutage trat. Die Reaktionen von B3 und C2 greifen dies als Zeitgeist der 1980er Jahre auf, wobei humoristisch auf eine Dynamik gegenseitiger Disziplinierung angespielt wird. An diesen Stellen wird auch ein Zwiespalt erkennbar zwischen Ansprüchen und Idealen der Kollektivität einerseits, gegenüber Wünschen nach Gleichheit andererseits. Dies bot das Potenzial, um den Zusammenhalt der Gruppe zu unterlaufen. Der Verweis auf die ›lesbische Polizei‹, die hier durchaus als Selbstbezeichnung von Aktivistin C2 zu verstehen ist, verdeutlicht Kontrollmechanismen innerhalb der feministischen Gruppe, die auch übergeordnet in frauenbewegten Kreisen zu finden waren. Klärung von Konflikten durch harte Konfrontation und mitunter Anfeindungen in den eigenen Reihen, waren durchaus verbreitet in feministischen Gruppen der Projektphase (vgl. Frauenjahrbuch 1975: 80–128).

Da die Abgrenzung gegenüber gemischtgeschlechtlich organisierten Räumen bisher innerhalb der vorliegenden Untersuchung nicht thematisiert wurde, jedoch Bestandteil der Politik des FFGZ Berlin war und ist, soll zumindest exemplarisch angemerkt werden, inwieweit dieser Punkt zumindest für die späten 1970er und frühen 1980er Jahre ein zentraler Aspekt der Arbeit im Zentrum war. Neben der Abgrenzung zu gemischtgeschlechtlich organisierten Gruppierungen, die als die ›Anderen‹ gesehen wurden, um das Eigene – die Organisiertheit von Frauen mit Frauen – zu markieren, gab es auch die Abgrenzung zu anderen frauenpolitisch aktiven Gruppen, aber eben zuvorderst gegenüber gemischtgeschlechtlich organisierten Gruppen. An dieser Stelle wird feministischer Separatismus betrachtet, da dieser auch zur inneren Dynamik im FFGZ beitragen konnte. Hierdurch ergibt sich bereits ein Einblick in Abgrenzungsbewegungen der Zeit, die für die Politik des FFGZ Berlin signifikant waren. Exemplarisch wird eine anekdotische Sequenz aus dem Gruppengespräch der ehemaligen Aktivistinnen aufgegriffen, die illustriert, inwiefern sich Haltungen auch in Begegnungen verdichteten. Ebenfalls zeigt sich dabei eine reflexive Perspektive der Aktivistinnen im Rückblick:

»Einmal saßen wir in Lichterfelde, das war Souterrain. Abends. Alles dunkel. Wahrscheinlich 'nen Sonntagsplenum... und es klopft an der Tür und da steht ein [buchstabiert] ›M.A.N.N.‹ vor der Tür.« B2(g) 01:21:10-6

»Was Unaussprechliches!« C3(g) 01:21:14-6

»Und er winkte mit 'nem 20-Mark Schein! Und er wollte uns was **spenden!** [...] Und ich war die Einzige, die da aufstand, und ich habe ihm dann, ich habe den entgegen genommen und ich habe mich bei ihm **bedankt** und...« B2(g) 01:21:35-6

»Stell Dir vor jemand anderer hätte die Tür aufgemacht!« [Lauthals lachend] C3(g) 01:21:39-1

»Aber ich denke, die gesamte Zeit, da sind viele Brüche drin! Also wenn man sich das so anguckt, wie es **angefangen** hat, wie es sich weiter **entwickelt** hat... auch wenn Du selber drin bist in der Arbeit, wie man dann so **blind wird** gegenüber dem **weiten Blick**. Also...« B3(g) 01:22:05-0

Im Rahmen dieser kurzen Interaktion im Gruppengespräch zeigt sich, wie deutlich die Abgrenzungslinie zur männlichen Genusgruppe gezogen werden konnte in jener Zeitphase, aber ebenso, dass sich die Gruppierung heterogen zeigte im Umgang damit. Aktivistin B2 schildert eine Situation, in der eine Person aus der männlichen Genusgruppe eine Plenumsituation unterbrach, da – pro feministisch – eine Geldspende abgeben werden wollte. Anhand der Reaktion durch C3 kann nachvollzogen werden, dass dies eine irritierende Situation für Teile der Gruppe hätte sein können, da ein Mann die wichtige Sitzung stört, während B2 den eigenen Umgang als pragmatisch und dankend skizziert. Dies spricht vorrangig für verdichtete Spannung im Rahmen von Plena, die in jener Zeit dazu dienten, den *richtigen Weg* und die *richtige Haltung* der Gruppe auszuloten.

Der im FFGZ praktizierte feministische Separatismus bedingte besondere Gruppendynamik innerhalb der Gruppenstruktur jener Zeit und stellte eine Veränderung gegenüber dem ursprünglich angedachten – und als vorübergehende Notwendigkeit begründeten – Separatismus der frühen 1970er Jahre der Neuen Frauenbewegung dar, innerhalb dessen stets die Temporalität und Übergangssituation der nach Genusgruppen getrennten Organisation politisch aktiver Gruppen betont wurde (vgl. Müller 2004: 65–74, vgl. auch Nienhaus 1998: 87–106). Obgleich es hier nicht vertiefend aufgegriffen oder ausreichend gedeutet werden kann, ist es doch wichtig, diese besondere Form der Abgrenzung der damaligen Zeit zugänglich zu machen. Das beständige Hinterfragen vom *Gruppen-Wir* ging in der Schilderung der Interviews mit Verweisen auf Konflikthaftigkeit in der Gruppe selbst einher. Die Hinweise auf interne Lagerbildung, heftige Debatten und darauf, dass manche Beteiligte die anderen nicht für Feministin genug hielten – also dafür, nicht im gleichen Maße engagiert wie andere Aktivistinnen gewesen zu sein – frapieren. Als Ausdruck des Ringens um ›das Richtige‹ scheint jedoch die grundlegende Frage nach dem ›Wir‹ nach innen hin nachvollziehbar und vor dem Hintergrund zugespitzter Richtungskämpfe in der Neuen Frauenbewegung der späten 1970er und frühen 1980er Jahre fast folgerichtig. Denn wo die ›Anderen‹ skizziert werden können, wird auch das Nicht-Andere – das Eigene – als Gemeinsames greifbar im *Wir* (vgl. Said 2014; Reuter 2002).

Der Separatismus gegenüber der männlichen Genusgruppe als Grundkonsens für die Zusammenarbeit der FFGZ-Aktivistinnen bedeutete eigene Angebote für Frauen zu konzipieren und ein frauengeleitetes Frauengesundheitszentrum zu etablieren. Aktivistin B2, die ihre eigene Haltung beispielhaft in der offenen und diplomatischen Reaktion auf den unterbrechenden Gast darstellt, wird im Gruppengespräch direkt auf ihre prinzipielle Flexibilität fern von Dogmen angesprochen. In der Retrospektive wird dabei mitunter die Zuspitzung mancher Aktivistinnen jener Zeit deutlich, die gleichzeitig eine Ebene von gemeinsamer Reflexion der Vergangenheit findet:

»Ich denke, wir waren so radikal, einige. ... Und ich hab Dich [zu B2] damals als Nicht-Feministin abgetan, ja... aber auf der anderen Seite warst Du **die**, die dann gerade mit

der Außenwelt gut arbeiten konnte, weil Du also so 'nen Weg gefunden hast mit dem, **egal wer** es war, was für'n Projekt es war, Du [B2] konntest damit **umgehen!** Ja?« C2(g) 01:20:20-7

Die Betonung der einzelnen Aktivistin, die »damit umgehen« konnte, hebt dies als Ausnahmeerscheinung hervor, die noch durch die explizite Abstempelung von einst unterstrichen wird. Durch die Verbindungslinien in sämtliche Richtungen des ›Außen‹ als Diplomatie einer einzelnen Aktivistin, wird B2 an anderer Stelle desselben Gruppengesprächs mit der Rolle einer *Außenministerin* des FFGZ zugespitzt tituliert.<sup>44</sup>

Konflikte entlang der Grenze zwischen ›Hetero-Frauen‹ und sich als lesbisch politisiert begreifenden Frauen beinhalteten Divergenz oder Brüchigkeit, hinderten jedoch nicht dauerhaft die Arbeit als gemeinsames Projekt FFGZ. Insofern kann bei aller retrospektiv beschriebenen Vehemenz auch in den Fokus gestellt werden, dass thematische Kohärenz im Vordergrund für das Projekt stand. Auch wenn sich Aktivistinnen aus dem FFGZ zurückzogen und in anderem Rahmen Kontakt hielten, wird die Grundkonstante des Gemeinsamen auch angesichts von artikulierten Enttäuschungen wie bei B4 in den Retrospektivschilderungen deutlich, bei der die Würdigung der FFGZ-Arbeit überwiegt.

Aktivistin C1 beschreibt die anhaltende Bezugnahme auf die Gruppe besonders für die Anliegen rund um Schwangerschaftsabbrüche, die im FFGZ nicht im Mittelpunkt standen. Hieraus hatte es sich entwickelt, dass feministische Aktivistinnen des FFGZ in anderem Rahmen zu jenem Themengebiet arbeiteten, beispielsweise im Rahmen von Familienplanungszentren oder im Vorstand von Pro Familia. Die im FFGZ verbliebenen Aktivistinnen hatten hierdurch einerseits Ansprechpartnerinnen in den anderen Organisationen und andererseits wurde sukzessiv die Frage innerhalb der Gruppe geklärt, dass Schwangerschaftsabbrüche nicht zum Schwerpunktthema des Arbeitens im FFGZ werden würden:

»Aber das, das **Schöne** ist ja: Dadurch, dass da viel Wechsel war; dadurch, die Frauen, die dann rausgegangen sind, die haben ja ihr Wissen mitgenommen. Und Pro Familia, die Organisation Pro Familia ist ja [später] regelrecht von FFGZ-Frauen unterwandert gewesen und das war super. ... Ne? Gut, auch wenn dieses Thema Abtreibungstechniken ... **nicht** so favorisiert wurde, wie ich das gerne gehabt hätte. Aber das liegt natürlich auch daran, dass ich in den USA so viele Erfahrungen in der Richtung gemacht habe, ne. Und weiß, wie das laufen **kann**. Das ist, das ist ein Unterschied gewesen, aber ich konnte das hier in Berlin **nicht** umsetzen. Die Zeit und die ... Möglichkeiten hatte ich hier einfach nicht. Oder **konnte** ich einfach nicht so einbringen. Außerdem ... hat sich das dann nicht so ergeben, dass das jetzt **mein** Thema war. Ich selber bin lesbisch, ne, das ist irgendwie **relativ** mit der Abtreibung ... als Thema.« C1 01:16:11-4

Die thematische Verbindungslinie der FFGZ-Aktivistinnen, die in den USA bei Schwangerschaftsabbrüchen hospitiert und assistiert hatten, unterlief gleichsam die Graben-

44 Aktivistin C2 unterstreicht: »Und dafür warst Du [B2] **gut**. Und wir ham das ...also ich hab das nicht genug **gewürdigt im Nachhinein**, wenn ich da drüber jetzt so reflektiere, sondern nur, ja du warst halt die, **unfeministischste** von allen. Aber dafür warst du die **Außenministerin!**« (C2 (g) 01:20:46-9).

kämpfe des Lesben-Hetera-Streit im FFGZ. Denn diejenigen, die in den *Feminist Women's Health Centers* in den USA gewesen waren, hatten die Solidarisierung mit ungewollt schwangeren Frauen in der konkreten Arbeit vor Ort erlebt und wurden durch die Aufhebung von Schranken in den dortigen Zentren stark geprägt:

»Nein. Und auch die, die Grundlage dessen: Wir haben zum Beispiel auch ... so was gemacht wie Menstrual Extraction. [...] Nein, das ist hierzulande nicht bekannt. Und das ist ja in diesem Buch »Frauenkörper« auch beschrieben und auch die technische Herstellung der nötigen Dinge. Wir haben, ... weiß ich nicht, wenn jemand, wenn eine Frau schwanger war und sie wollte es nicht und sie war noch nicht ... also bis zu vier Wochen **spätestens** ging das, ne, und **dann** haben wir [in den USA] uns getroffen und haben dann **selber** sozusagen Menstrual Extraction gemacht in der Gruppe mit ... einem guten Essen verbunden und so weiter. Und haben das dann [lachend] irgendwo zu Hause durchgeführt. Was natürlich gegen das Gesetz war, aber ... das hat einfach, das war einfach eher, mehr ein Gaudi als alles andere, ne. Ja. Und ich meine: So etwas kann ich mir hier **überhaupt** nicht vorstellen in Berlin. [lachend] Kann ich mir echt nicht vorstellen, dass **so eine** ... so eine Atmosphäre von ... > jetzt machen wir, was wir wollen< ... entsteht. Ne. Aber das, das war **wirklich** durch diesen politischen Druck, der da bestand, ne. Dass man dann alles Mögliche selber versucht hat, in die Hand zu nehmen. Von der Menstrual Extraction über die Beratung [in den USA] ... des Rechtsanwaltes. Eben alles, ne. ... Alles in unseren Händen sozusagen. Gibt es kaum noch. [lacht] War schon eine unglaubliche Aus-/Aufbruchstimmung, ne. Ja. ...« C1 01:24:02-3

Insgesamt kann anhand der aktivistischen Reflexionen aufgezeigt werden, dass im FFGZ die Auseinandersetzung auch das Miteinander der Gruppe selbst adressierte und sich Figurationen des größeren feministischen Diskussionsstandes jeweils in die Diskussionen des Zentrums hineinzogen. Letztlich stellte sich innerhalb der Themen, zu denen im FFGZ gearbeitet wurde in den Jahren 1977 bis 1985, heraus, dass einstige anfängliche Überlegungen, im FFGZ auch eine Abtreibungsambulanz einzurichten, verworfen wurden. Diese waren in den USA eine Möglichkeit, um feministische Frauengesundheitszentren mit einer monetären Säule als Betrieb zu versehen (vgl. Morgen 2002: 73).

Die Hoffnung eine Institution zu etablieren, die als feministischer Betrieb eigenständige Gelder erwirtschaften und damit die eigene Existenzsicherung mittel- bis langfristig gewährleisten würde, ist verbunden worden im FFGZ mit dem Wunsch, die inhaltliche Autonomie der Arbeit aufrecht zu erhalten. Hierzu wurden »ABM-Stellen« durch öffentliche Gelder zunächst als erste Teilfinanzierung auf dem Weg zur Eigenständigkeit gesehen, da die Arbeitsweise in den 1980er Jahren dadurch anteilig finanziert werden konnte. Und trotz der bereits vorhandenen Diskussion um die Notwendigkeit von finanziellen Mitteln als Überführung der Ursprungsgruppenstruktur in eine eigene betrieblich organisierte Institution, bestand weiterhin auch die Auseinandersetzung um die Quelle, aus der die Gelder für die eigene Arbeit kommen sollten sowie darüber, wofür diese Verwendung finden sollten. Die Frage, ob umfangreichere finanzielle Mittel auch aus öffentlicher Hand stammen sollten, wurde spätestens ab 1979/80 zum Streitpunkt innerhalb der Gruppendynamik und blieb über Jahre ein solcher. Die Zeitstrukturen der inneren Arbeitsorganisation des Zentrums waren zunächst nicht beeinträchtigt worden durch die staatlichen Gelder, die in geringem Umfang an das Zentrum gingen,

doch Gelder aus öffentlicher Hand, die in größerem Umfang durch sozialpolitische Finanztöpfe zur Verfügung gestellt wurden, ließen neue Fragen der inhaltlichen Rechenschaftspflicht aufkommen, die es zuvor bei der Bewilligung von einzelnen Mitteln noch nicht im gleichen Maß gegeben hatte. Die Diskussion in den Reihen der Gruppe war auch nach der Beteiligung an größeren finanziellen Ausschreibungen des West-Berliner Senates mitnichten beendet, sondern wurde wiederholt aufgegriffen. Dabei war insbesondere relevant, inwieweit die Beantragung eine sinnhafte oder problematische Entscheidung gewesen sei und ob eine grundlegende Neuorientierung in finanzieller Hinsicht stattfinden sollte. Jene Überlegungen schwingen auch in den Darlegungen der Interviewpartnerinnen Jahrzehnte nach den Geschehnissen in der vorliegenden Untersuchung mit. Dabei zeichnen sich die zwei Lager ab, in die sich die Position bei der Zuspitzung ›pro‹ oder ›contra‹ monetärer Mittel aus öffentlicher Hand aufteilten. Im Folgenden werden derlei Verortungsfragen genauer betrachtet.

## 6.7 Verortungsfragen und inhaltliche Aushandlung

Nach mehreren Jahren in den ersten Räumlichkeiten als eigenes Frauengesundheitszentrum im eher dezentral gelegenen Berlin-Lichterfelde beschlossen die FFGZ-Aktivistinnen zu Beginn der 1980er Jahre sich als Anlaufstelle zentraler in West-Berlin zu verorten. Das FFGZ zog nach Berlin-Kreuzberg um und verortete sich damit in einem Stadtteil mit großer kultureller Diversität sowie einer hohen Dichte an Projekten, die sich aus Protestbewegungen herausgebildet hatten. Ein Zwischenfazit der Zeit ab Bezug der ersten Räumlichkeiten 1977 bis zum Umzug in die nächsten Räumlichkeiten in Berlin-Kreuzberg 1980/81<sup>45</sup>, kann im Rahmen der einstigen Diskussion um feministische Betriebe gezogen werden. Denn betriebswirtschaftliche Aspekte hielten durch die Arbeit in eigenen Räumen schon Einzug in die Auseinandersetzungen der Gruppe. Gelder und Arbeitsstrukturen wurden in vielen Plena zum Gegenstand der internen Debatten. Eine neue Dimension bekamen diese Reibungsflächen durch die Thematik der Einbindung staatlicher Mittel in die Arbeit des Zentrums. Die Diskussionen für und wider Gelder aus öffentlicher Hand – auch ›Staatsknete‹ genannt – brachen spätestens in den frühen 1980er Jahren zusätzlich in das FFGZ Berlin hinein, wenngleich das Thema bereits in den 1970er Jahren durch die ersten eingeworbenen Mittel oder Anerkennungsstellen für Soziale Arbeit präsent waren.

Die Veränderungen, die zu Beginn der 1980er Jahre mit dem Umzug nach Berlin-Kreuzberg einhergingen, bedeuteten zunächst eine Bündelung sämtlicher Kräfte im Hinblick auf die räumliche Veränderung. So waren hier personelle Präsenz und physische Kräfte für die Bauphase und die Verteidigung der Räumlichkeiten angesichts der Illegalität und städtischen Repression gegen Hausbesetzungen vonnöten. Die Fokussierung auf das FFGZ Berlin wird jeweils aufgebrochen durch gelegentliche Besuche von ehemaligen Aktivistinnen, wie FFGZ-Mitbegründerin A1, die in regelmäßigen Abstän-

45 Der Umzug in die neuen Räumlichkeiten zog sich über einen längeren Zeitraum, so dass die Eröffnung der neuen Räumlichkeiten mit 1981 angegeben wird (vgl. *Clio* 24 (1986): 3).

den den FFGZ-Frauen vor Augen hielt, wie wichtig der Blick über den Tellerrand des eigenen Alltags hinaus sei:

»Sie hat sich **sehr** immer, also [A1] hat sich immer sehr dafür eingesetzt, dass wir so ein bisschen herausgetreten sind aus unserem weiß ... Weiße-Frauen-Klüngel, ja. Und hat sich immer sehr eingesetzt, dass wir eben mit anderen ... Frauen aus anderen Ländern und mit schwarz und weiß und so etwas auseinandergesetzt haben. Da kam dann meine USA-Erfahrung immer wieder zurück. ... Sie hat sehr viel sich mit Rassismus beschäftigt und hat das, dieses Thema immer wieder bei uns hereingetragen. Das war gut.« C1 00:28:54-6

Dass dies nicht immer nur auf offene Ohren stieß, lässt sich angesichts der alltäglichen Verwobenheit in Aufgaben und Anliegen eingebettet nachvollziehen:

»Wir waren draußen in Lichterfelde. Und dann haben wir ein Haus besetzt, da sind wir hin – da dachten wir, nicht mehr in dieser Einöde [von Lichterfelde]. Und [Name von Aktivistin] hatte ihren [unverständlich]. Und da sind wir alle da rein, drei Tage später, und haben dann dieses Haus mitbesetzt. Und da entstand... wir waren dann so bei der Instandsetzung zugange, da kommt [A1] wieder ... und fragt, ähm: Was macht Ihr noch an Gesundheitspolitik? Und wir »Ach guck mal, wie schön wir die Wand hingekriegt haben« B2(g) 01:26:03-7

»Wir mussten Elektroleitungen erstmal verlegen!« C2(g) 01:26:08-1

»Aber jedenfalls, da sind wir 'nen bisschen. Von wegen was war unser Alltag... dann rückt [C3] an, mit 'ner [lacht] internationalen Frauenbrigade, die in diesem Haus war, um zu renovieren. Und zwischendurch haben wir wahrscheinlich 'nen Diaphragma angepasst...« B2(g) 01:26:30-5

Die Räumlichkeiten in Berlin-Kreuzberg kamen auch aufgrund des Anliegens zustande, dass Lichterfelde nicht zentral gelegen war und eher (frauenbewegte) Studentinnen anzog, wie es bereits geschildert wurde. Das Anliegen der Neuen Frauenbewegung – und auch der Frauengesundheitsbewegung – war es weit mehr Frauen als jene, die studierten, erreichen zu wollen.

»Und ich fand die Selbsthilfekurse ... wichtig, um alle, wir wollten **alle** Frauen erreichen. Ja. Weil wir dachten, dass ist ... ja für **alle** wichtig. Ne auch die Frau von Nebenan ... muss wissen, dass es für ihren Körper ... nicht gut ist.« B2(2) 00:04:13-3

Doch auch mit dem Umzug mitten in das durch Diversität geprägte Kreuzberg West-Berlins hinein, schaffte es das FFGZ nicht, diesem Ziel im Sinne der eigenen Ansprüche nahe genug zu kommen:

»Wir waren ja dann erst in Lichterfelde hier, da fühlten wir uns dann so ein bisschen im Abseits und dann kamen die Hausbesetzerzeiten, dann war der Entschluss nach Kreuzberg zu gehen, in das sogenannte Hexenhaus. Und, ja, das war dann schon, das war

Anfang der Achtziger, da bin ich schon langsam raus dann. Eine Sache, die mich dann auch mit der Zeit so bewegt hatte, war, dass wir so wenig Kontakt hatten zu Migrantinnen, ja. Und in Kreuzberg waren wir ja nun eigentlich ... Und trotzdem haben wir da wenig Kontakt gehabt.« A1(1) 00:23:32-1

»Aber dass wir da weggegangen sind, war dann eben auch weil, weil, das war dann die Hausbesetzer Zeit und wir wollten dann mehr im Zentrum des Geschehens sein, ne also näher dran an [...] Ja wobei an wen wir es nicht geschafft haben an die türkischen Frauen und an die Community in Kreuzberg da ranzukommen, ne.« A1(2) 00:32:54-3

Aktivistin A1, die seit der ersten Involviertheit in der US-*Women's Liberation* schon die Sensibilisierung für die rassistischen Prozesse zwischen Weißen und Nicht-Weißen Frauen – auch den frauenbewegten Frauen – mit sich trug, stieß sich im besonderen Maße an dieser Schwelle. Nicht nur das Nicht-Erreichen von Frauen verschiedener Communities in Berlin-Kreuzberg lief ihr dabei quer, sondern auch im besonderen Maße die Praktiken der Gruppe selbst, sich vorrangig aus Weißen, nicht-migrantischen Frauen zusammen zu setzen:

»Es war mal auch so ein bisschen auch für mich dann auch [...] so ein Konflikt, dass gerade im Gesundheitsbereich die ganzen Projekte doch keine Migrantinnen oder Schwarze Frauen angestellt hatten oder als Mitarbeiterinnen hatten, fand ich sehr, ja, bedauerlich ist so nicht ganz das richtige Wort, aber auch ärgerlich, dass das irgendwie nicht zustande kam. Und im FGZ hat dann einmal eine Iranerin zwei, drei Jahre gearbeitet, das ist aber nicht gut gelaufen und war vielleicht dann auch entmutigend, aber, ich meine, du kannst natürlich auch Weiße deutsche Frauen haben, mit denen es nicht gut läuft und gibst deswegen nicht auf, Weiße deutsche Frauen einzustellen, ne?« A1(1) 00:24:59-3

Aktivistin A1 war in der Zeit des Umzugs in die neuen Räumlichkeiten nicht mehr aktiv involviert in die Alltagsabläufe des FFGZ. Dementsprechend eckten ihre Interventionen an, insbesondere wenn diese nicht unmittelbar mit den Abläufen der Haussanierung und wöchentlichen Plena kompatibel erschienen.<sup>46</sup> Jedoch, dass ihre Einwände und ihr thematisches Drängen während des Kontakthaltens zur Gruppe Gewicht hatten, tritt aus den aktivistischen Retrospektivschilderungen hervor. Öffentlichkeitsarbeit war im frühen FFGZ, in dem auch andere antirassistisch politisierte Frauen aktiv waren, eine wichtige Möglichkeit, um auf die Inhalte und Tätigkeiten hinzuweisen. Die Vorträge und Kurse werden für die 1980er Jahre jedoch als hoch frequentiert beschrieben. Die Öffentlichkeitsarbeit der Zeit scheint neben den eigenen Publikationen vor allem durch Workshops und Vernetzungstreffen stattgefunden zu haben. Gelegentliche Kooperationen mit anderen feministischen Einrichtungen kamen hinzu. Da in den späten 1970er und 1980er

46 Aktivistin B2 ergänzte, dass dies zu gegenseitigen Missverständnissen führte: »Ja wir waren alles auch starke Persönlichkeiten, das muss man auch sagen. Ich denke [A1] hatte einen Abstand auch zu dem Projekt... und wir waren richtig drin in einer Symbiose. Und haben uns den **Popo** abgearbeitet« (B2(g) 01:18:35-6).

Jahren die Landschaft der frauenbewegten Zusammenhänge vital war, scheint es eine starke Nachfrage im Bereich der feministischen Gesundheitsthemen gegeben zu haben.

»Ja, verschiedene Städte. Das war, ich weiß aber gar nicht mehr, wo ich da überall war. Jedenfalls: Ich kann mich nur noch an Veranstaltungen in Berlin erinnern, die waren einfach **sehr, sehr** gut besucht. Das war ... das war immer ein, ein Riesending. Das war ein Riesending. Es war ... **immer** super besucht, ja.« C1 00:27:45-3

Aktivistin C1 beschreibt, dass die Mitwirkenden des FFGZ Berlin in diversen Städten Veranstaltungen angeboten haben, doch dass besonders die Veranstaltungen in West-Berlin zu jener Zeit sehr gut besucht waren. Die Herausforderungen, die mit der Hausbesetzungszeit auf die Aktivistinnen des FFGZ zukamen, werden an anderer Stelle der vorliegenden Arbeit erneut aufgegriffen und durch die Perspektiven von Aktivistinnen illustriert, die in jenen Jahren erst zur Gruppe hinzukamen und dadurch maßgeblich in den 1980er und frühen 1990er Jahren im Zentrum engagiert waren. Dabei wird ein stärkerer Fokus auf Kritik und Würdigung jener Zeit geworfen. Aus Gründen der Nachvollziehbarkeit wurde jedoch in diesem Unterkapitel auf den Wandel der Räume des FFGZ eingegangen, wenngleich der räumliche Wechsel in den aktivistischen Interviews als Selbstverständlichkeit und nicht an sich krisenhaft erschien. Dennoch war der Wechsel der eigenen Räume auch mit einer Veränderung des Zentrums selbst verbunden, das sich in diesen Jahren (noch) stärker in den linkspolitischen Protestkreisen von Berlin-Kreuzberg vernetzte.<sup>47</sup>

Nachdem die Gruppe selbst bereits zum Gegenstand ansatzweiser Differenzierung der Darlegung wurde, wird in den folgenden Unterkapiteln auf Phänomene von Gemeinschaftlichkeit und Vereinzelung gelegt. Dabei werden Schlaglichter auf Professionalisierung geworfen. Ein entscheidendes Moment scheint dazu der Umzug nach Berlin-Kreuzberg gewesen zu sein, denn er bedeutete für das FFGZ Berlin eine neue räumliche Nähe zur Szene der Protest- und Alternativbewegung. Die Auseinandersetzung mit den eigenen politischen Ansprüchen wurde im FFGZ weiterhin rege geführt, was beinhalten konnte, das ›große Ganze‹ der Gesellschaftskritik zu bearbeiten oder auch – in der Spiegelung – im ›Kleinteiligen‹ des alltäglichen Miteinanders große Themen zu verhandeln. Im Folgenden soll das Spannungsfeld zwischen Solidarität und Vereinzelung von Frauen im Mittelpunkt stehen, wie es von den Aktivistinnen der späten 1970er und frühen 1980er Jahre rückblickend reflektiert und thematisiert worden ist.

47 Die protestpolitische Kultur des FFGZ drückte sich in jenen Jahren auch stark in der eigenen Zeitschrift ›*Clio*‹ aus, deren Layout in der Zeit der Räumlichkeiten in Berlin-Kreuzberg an die allgemeine linkspolitische und alternativpolitische Szene angenähert wurde. Die ›*Clio*‹ ist in der vorliegenden Arbeit kein eigener Gegenstand der Betrachtung, so dass aus Platzgründen nicht genauer auf Layout und politische Ausdrucksformen eingegangen wird. Zur näheren Betrachtung der Einbettung des FFGZ in Politikformen der jeweiligen Zeitphasen jedoch ist eine genauere interpretative Annäherung an diese Zeitschrift aufschlussreich.

## 6.8 Zwischen Intimität und Empowerment

Wenn Ansätze von Empowerment im FFGZ näher betrachtet werden, fällt die unmittelbare Brücke zu Intimität auf. Denn im Konnex von Intimität und Gemeinschaftlichkeit waren alle Ideen und Handlungsschritte zu Empowerment verortet. Der entkleidete Unterleib und mittels Spekulum und Spiegel das Sichtbarmachen dessen, was für den Blick zuvor verborgen war, waren der elementare Tabubruch gewesen, der weitere Erkenntnisse eröffnete. Doch die Befreiung im Durchbrechen von Schamgrenzen war nicht die einzige bestärkende Komponente, sondern wurde ergänzt und erweitert durch den Ansatz der Solidarisierung in Vulnerabilitätserfahrung:

»Ich hab, wenn ich Freunde besucht hab, immer ein Spekulum mitgebracht. »Komm. Erstmal auf die Couch, hier guck dir jetzt da rein, ja.« Und ich bin immer noch begeistert. Ich finde ... von den tausenden ... Selbstuntersuchungen ... denen ich hab beiwohnen dürfen, ja. ... Das war für mich jedes Mal wie 'ne Geburt. Für die Frauen. Dieses ... dieser ... diese Überwindung der Angst. ... Und wir haben alles in der Gruppe gemacht, natürlich, ist doch klar. [lacht] Alles in Gruppen. [...] Ähm... Aus dem Grund, wir wollten sehen, ... wir wollen die Frau aus der Isolierung [holen]« B2(2) 00:06:51-3

Hierin zeigt sich die Praxis zum Anliegen, Frauen in Verbindung zueinander zu setzen. Der Hintergrund des Anliegens wird im selben Maße verdeutlicht, denn durch die Gruppe sollten Frauen aus der Vereinzelung geholt werden, während die Ebene leiblicher Autozeption durch Selbstuntersuchung nähergebracht werden sollte. Selbstuntersuchung, die Intimität bedeutet, sollte nicht als vereinzelnde Individualmaßnahme ins Private zurück geworfen bleiben, sondern durch die Kollektivität einer gesonderten frauenbewegten »Öffentlichkeit« konnten potenziell Erkenntnisse verknüpft werden mit der Perspektive des übergreifenden »Wir« der frauenpolitischen Kreise. Für das FFGZ der späten 1970er und frühen 1980er Jahre gilt dies in besonderem Maß. Hier waren Beratungssettings angedacht als Kollektivprozesse. Kurse und Beratungen waren als Gruppenangebote angedacht:

»Beratungen. Beratung gemacht, Kurse gemacht, Kurse organisiert. Die Kurse liefen ja jede Woche. [...] Es gab zu meiner Zeit... gab es halt keine Einzelberatung! Es war immer Gruppenberatung.« B3(g) 01:26:46-1

Die Kurse fanden nicht nur in den Räumlichkeiten des FFGZ Berlin statt oder nur in den Räumlichkeiten der Volkshochschule, sondern nach den ersten Sitzungen oft bei den Kursteilnehmerinnen zuhause. Die Treffen, die »reihum« stattfanden, nach Absprache, waren Teil der Verschiebung von Grenzen zwischen »Privatheit« und »Öffentlichkeit«.

»Wo haben denn die Kurse stattgefunden? Weiß ich gar nicht mehr...« C2(g) 01:26:52-2

»Zum Teil im FFGZ selber und zum Teil sind wir außerhalb in Schulen oder Volkshochschulen oder woauchimmer...« B3(g) 01:26:58-3

Hierzu gab es informelle Absprachen mit den Kursteilnehmerinnen:

»Ja und wie wir, also ich denke, über diese Volkshochschulkurse haben wir **viele Frauen** erreicht. ... Und ähm wir haben das in Moabit gemacht, der erste Abend [des Selbsthilfekurses] war in der Volkshochschule. ... Und dann **kannten** wir die Leiterin, die war uns sehr wohlgesonnen. [...] Und dann heiß es okay, wir machen es reihum. Wir haben uns bei den Frauen getroffen. ... Und das war ... ach, gemütlich äh auf Sofa oder Matratzen und sonst auch immer mit Tee, immer was mitgebracht. Und es hat nicht diese Atmosphäre gehabt von... Es war **keine Lehrveranstaltung**. ... Aber ... ich ich weiß, ... dass, also ich habe einen Volkshochschulkurs gemacht, wir haben uns über eineinhalb Jahre getroffen [deutlich über die eigentliche Kurszeit hinaus].« B2(2) 00:18:08-5

Die Effekte, die durch die Selbstuntersuchungskurse zutage gefördert werden konnten, prägten sich den FFGZ-Aktivistinnen nachhaltig ein und wurden wiederholt als Thema in den Interviews skizziert. Vor allem die zu bestärkenden Individuen blieben in lebhafter Erinnerung der aktivistischen Rückblicke:

»Die nächste Woche trafen wir uns, zweimal sechs Wochen sind die Kurse... kommt sie [eine Frau, die sich anfangs geniert hatte] rein mit Spekulum, aus dem Beutel. »**Ich hab mich untersucht**, meine **Freunde** und alle«. **Waren** wir begeistert, »Und wisst ihr was, ich bin **normal**, wie ihr!« [sagt die Frau] ... Und dann ist die ist die zu ihrem Chefarzt und hat ... und hat das Gespräch aufgenommen ... und hat gesagt, so ... Hat auf den Tisch gehauen, dass er sagte, dass mit ihr etwas **nicht stimmen** würde. Und ähm ... ja ... hat gesagt, ich hab mich selber angeguckt und, ach sie, ja?« B2(2) 00:09:34-0

Inhaltlich wurden die Kurse ebenfalls aus der Gruppe und ihrer spezifischen Zusammensetzung heraus konzipiert, was das Einbringen der Anliegen aller in diese gemeinsame Ausgestaltung forderte:

»[...] auch die Kurse gestaltet. Dass wir die Gruppen zu 'nem bestimmten Thema zusammengebracht haben, aber immer so eröffnet und durchgeführt haben bis auf wenige, einfach faktische Informationen, dass es ganz wichtig war, dass immer wieder 'ne Runde gemacht wurde darüber, was jede Frau erlebt hat, wie die damit umgegangen ist und welche Meinungen die dazu hat. Also dass die **Gruppe** das getragen hat. Und **nicht wir** in erster Linie als Fachfrauen das angeleitet haben. Jedenfalls am Anfang [schmunzelt – auch Schmunzeln in der Runde der Aktivistinnen]. Ich musste vorhin schmunzeln, weil mir eine Situation eingefallen ist. Wir waren ja auch außerhalb von Berlin. Zum Beispiel in Hamburg, auf der **Lesbenwoche**. Es dauert eine Woche und da hatten wir diverse Veranstaltungen. Da wusstest Du ja aber nie so genau, wo die Veranstaltung stattfand. [reckt die Arme in die Höhe] So große Fenster, die ganze Fensterfront nur Glas und [lacht] in derselben Höhe fährt die S-Bahn. Ja? Und da haben wir dann Selbstuntersuchung gemacht. Es gab keinen, kein Vorhang oder sowas. Ich hab einfach nur gesagt »Ihr müsst Euch vorstellen, die wissen ja nicht, dass wir hier sitzen. Punkt.« C3(g) 02:47:37-9

Die Schamgrenzen zu überwinden war der Einstieg in die Selbstuntersuchungskurse, wie sich hier deutlich abzeichnet. In den Interviews wurde nach der Arbeitsweise im

Zentrum jener Zeit gefragt, was bedeutete, dass sich die Aktivistinnen neben der Perspektive auf gemeinsame Arbeit sich auch an die einzelnen Arbeitsfelder als solche erinnerten:

»[...] Ja, und ansonsten haben wir... hier in Berlin halt, ganz praktisch... also viele Selbstuntersuchungsgruppen gehabt. Vaginal und auch Brustselbstuntersuchungsgruppen. Also Workshops gemacht zu dem Thema, Diaphragmen angepasst, über verschiedene Verhütungsmittel erzählt und über Zyklus erzählt und wasweißich, und diesen **Austausch** gefördert.« C1 00:21:11-4

In der Beschreibung der Aktivistinnen der frühen 1980er Jahre deutet sich an, dass die Praxis von Gruppenberatungen zu einem späteren Zeitpunkt in der Geschichte des FFGZ Berlin durch andere Konzepte abgelöst worden sei.

»Na, ich denke, wenn ich jetzt so die Anfänge sehe... ich bin ja mehr so in die **Anfangszeit** hineingegangen... ich bin dann mit diesen **Konflikten** rausgegangen. [Diskussionen] Wo es dann auch um Politik und Magie... ne, und... diesen Konflikt, wie kann man nur **Einzelberatung** machen!?! Das ist **individualistisch**, das ist des und des und des. Und wie kann man ... wieso diese eigene Professionalisierung in den Mittelpunkt stellen!?! Also für mich ist so 'nen Wendepunkt 'nen Stück, wo dieses großes **Wir-Denken** aufbricht in mehr individuell auch eigene Wünsche haben mit, was möchte ich professionell... wie möchte ich weitergehen. Ich wollte ja auch, diese **Begrenztheit** des FFGZ, letztendlich hab ich die persönlich da nicht mehr **akzeptiert**.« B3 02:37:59-3

Hier zeigt sich, dass Aktivistinnen in den Formaten der Gruppenberatung Potenzial hinsichtlich der Kollektivität und der darin erhofften Bestärkung von Frauen sahen. Die Kritik an der beginnenden Kooptation emanzipatorischer Ansätze durch Individualisierung und Vereinzelung wurde im Zentrum selbst offenbar unmittelbar artikuliert und reflektiert. Durch die aktivistische Retrospektive erhellt sich der Ansatz, Gruppenkurse und Gruppenberatung anzubieten. Es zeigt gleichsam ein Festhalten am Herausfiltern von Gemeinsamkeiten in der Vielfalt – verschieden sein und dennoch gleiche Anliegen haben – wie es in *Consciousness Raising Groups* angestrebt worden war. Der Austausch unter Frauen wurde im Rahmen der Kurse, die auch an der Volkshochschule angeboten wurden, im CR-Prinzip gefördert. So war es offenbar angedacht, dass bei einer ersten Sammlung von Einzelerzählungen thematische Schwerpunkte herauskristallisiert werden konnten, um diese in eine Systematisierung von strukturellen Gemeinsamkeiten zu bringen. Dies tritt aus den Schilderungen der Aktivistinnen als angestrebte Vorgehensweise hervor, wie beispielhaft hier im Ausschnitt aus dem aufgezeichneten Gruppengespräch:

»Weil, die Theorie war ja, dass die Erfahrung von anderen so wichtig ist. Dass wir durch die Erfahrung der anderen lernen. Dass praktisch auch der Gegenstand der Forschung – wir nehmen uns zum Gegenstand von Forschung. Und wenn Du das Eins-zu-Eins machst, dann haste die Erfahrung von den anderen nicht! Und dadurch wird das Ganze schon unpolitisch.« B3(g) 02:45:23-3

»Ja, genau. Und dann ist die Frau alleine mit ihrem Juckreiz und weiß nicht, die andere hat das auch.« B2(g) 02:45:31-9

»Ja.« B3(g) 02:45:31-9

»Und man kommt auf 'nen gemeinsamen Nenner>aha, daher, meinst Du oder daher...« B2(g) 02:45:38-1

»Dass wir alle voneinander lernen können.« C2(g) 02:45:38-9

»Ja!« B3(g) 02:45:38-9

Aktivistinnen B2 und B3 benennen die Gefahr von Vereinzelung durch Individualberatung, der die Beratung im Gruppensetting entgegengesetzt wurde. Die Neue Frauenbewegung hatte einst möglichst viel Solidarisierung und Kollektivität unter Frauen angestrebt und die Ausgestaltung dessen hatten die einzelnen Projekte eigenständig festgelegt. Aktivistin B3 illustriert, dass aus ihrer Sicht auf zweierlei Wegen später das große Anliegen der Kollektivität im Arbeiten des FFGZ in den Hintergrund gerückt sei oder gar aufgegeben wurde. Einmal macht sie dies fest anhand der Professionalisierung des Zentrums, die bedingte, dass sich einzelne Aktivistinnen stärker profilieren konnten als andere, und auf der anderen Seite wurden Einzelberatungen ausgebaut, was bedeutete, dass Gruppenangebote abgebaut wurden. Retrospektiv macht die Aktivistin dadurch im Übergang zu Professionalisierung und Einzelberatung einen Bruch fest, der für sie auch zum persönlichen Bruch mit der im FFGZ aktiven Gruppe während dieser Jahre wurde.

An anderer Stelle betont Aktivistin B2 jedoch, welche Chance sich in der Intimität von Einzelberatung bot und wie wichtig diese für viele Frauen war. So konnte gerade die Vertraulichkeit des Austauschs unter vier Augen bestärkend für Frauen sein, wie B2 es anekdotenhaft illustriert:

»Und es war damals vor der pränatalen Diagnostik, dann kam das dazu, dann haben wir wieder 'ne andere Position gehabt. Aber ich weiß, da war 'ne Frau, die kam in die Beratung, das war 'ne Einzelberatung. »Ja was ist?« – »Ja, meine Periode.« ... Und ich denke, ja, wollen wir mal gucken? Dann hol ich das Spekulum raus und ich sehe so... lila alles und denke m-hm<sup>48</sup>. Und dann haben wir mit dem Spekulum geguckt [...] [gestikuliert: und der Bauch zeigt sich beim Hose ausziehen deutlich] Und ich sage Du bist etwa im **siebten Monat**, als ich sie abgetastet hab. Da fing sie zu weinen an! Sie hat das **verdrängt**. [...] Und auch... aber... sie war klar... sie gibt es zur Adoption. Aber dieses »Das darf niemand erfahren!« Und das war auch ein Geschenk [bei der Arbeit im FFGZ]. Mit wie vielen Frauen hast Du... **Intimitäten** erfahren! Also richtig, Du als **Einzi-ge**! Oder in der Abtreibungsklinik in Chico... was hast Du da ... erfahren, meinnetwegen, eine Frau hat gesagt, sie kam zur Abtreibung »Ja, mein Mann und Kind warten draußen« oder »sind einkaufen gegangen und ich bin hier und wir **wollen** ein zweites Kind,

48 Die Aktivistin beschreibt hier eine Betrachtung des Muttermundes, der sich zu jenem Zeitpunkt bei der Frau (in der Farbe Lila eingefärbt) verändert hatte, woran eine Schwangerschaft erkennbar ist.

aber das ist nicht von ihm!« Und die Tränen! Also das ... richtige Schicksale. [...] Ja und ich denke, auch, wie ... wie unmittelbar war unser Kontakt zu diesen Frauen! Nicht nur indem wir Selbstuntersuchungen gemacht haben... aber das war **so** 'ne **offene** Zeit!«  
B2(g) 02:55:06-2

Hier zeigt die Aktivistin, dass gerade die Begegnung mit Frauen im Vier-Augen-Setting einer Einzelberatung bestärkend intervenieren konnte, besonders da Vertraulichkeit und Intimität notwendig sein konnten, um Ungesagtes sagbar zu machen. Denn der Verweis auf die ›Offenheit der Zeit‹ ist eine Referenz auf die Aktivistinnen, die Selbstuntersuchung praktizierten und anleiteten. Die allgemeine – gesellschaftspolitische – Situation war mitnichten offen für Frauen und es gab genug Ungesagtes beziehungsweise Unsagbares in Frauenleben der 1980er Jahre. Offenheit zählte vielmehr zum Instrumentarium der Aktivistinnen, die Kollektivität und Emanzipation von Frauen anstrebten. Mittels Überwindung von Tabus sollte Unsagbares sagbar und Ungesehenes – wie der Muttermund einer Frau – sichtbar und zugänglich gemacht werden.

Vereinzelung zu überwinden, war auch im Sinne größerer Anliegen der Neuen Frauenbewegung und stellte sich gleichsam auch auf Projekt-Ebene als eine der größten Herausforderungen für Aktivistinnen heraus.

»Also nich, im drüber reden oder es war gut zu wissen: Es gibt noch mehr Frauenprojekte... auf der Ebene gab's **viel Solidarität**. Aber in der wirklichen Frauenebene, zusammenarbeiten, gab's finde ich, eigentlich wenig. Weil da, also ich glaube auch, so Bewegungsprojekte neigen dazu, für einen selbst der Mittelpunkt der Welt zu werden. Man baut da so ein eigenes System auf... und daneben haben dann die anderen Systeme nicht so richtig Platz... [schmunzelt stark] wenn es nicht 'nen wichtigen Grund gibt, warum man die **wahrnehmen muss**. Also wenn man sie braucht, dann versucht man da auch 'nen Weg zu finden... aber es hat schon sehr viel auch mit... also vielleicht muss das auch so sein? Damit **diese Energie**, die da geflossen ist, da sein kann? Also, dass man sich sehr identifiziert damit und ... und damit aber auch so'n bisschen 'nen Tunnelblick bekommt.« B4 01:23:57-5

Der ›Tunnelblick‹ der eigenen Arbeitsweise wird hier angesprochen, dem Aktivistinnen unterliegen können. Für das FFGZ ist signifikant, dass dieser Tunnelblick immer wieder unterbrochen oder doch erschüttert wurde, durch Interventionen von neu hinzukommenden Mitstreiterinnen des Zentrums oder durch die Besuche von ehemaligen Aktivistinnen wie A1, die den Blick über den eigenen Tellerrand forcierten. Hieraus ergab sich mitunter ein Spannungsverhältnis für das Zentrum, das erheblich damit beschäftigt war, angesichts von geringer Finanzierung, hoher Arbeitsbelastung, unübersichtlichen Aufgaben, hehren Zielen und manchen Wechseln der Mitwirkenden, Routinen zu etablieren und das eigene Zentrum selbst in Gang zu halten. Anregungen von ›außen‹ konnten so zur Erschütterung werden oder dazu beitragen, dass die eigenen Ansprüche und Ideale vergrößert wurden, während doch die Praktikabilität und Umsetzbarkeit von Zielen mitunter erschwert sein konnte im Zentrum selbst.

In West-Berlin gab es Bemühungen, um gemeinsame Plattformen einzurichten, wie den AK *Staatsknete*, oder Bündelungsprojekte wie ›Weiberwirtschaft‹, in denen sich Projekte der Alternativ-Wirtschaft oder auch feministische Betriebe vernetzen konnten (vgl.

Ehmsen 2008:121). Doch trotz dieser Mühen wird für die einzelnen Projekte ein Tunnelblick beschrieben, in dem sowohl Aktivistinnen als auch ihre Gruppen Vereinzelung spürten. Die Initiativen, die versuchten feministische Betriebe und ihre Akteurinnen zusammen zu bringen und auch unter einem Dach zu vereinen, schienen notwendig angesichts der vielfältigen und engagierten Projektlandschaft der frauenbewegten Szene West-Berlins. Doch trotz dieser Plattformen muss von einer Fragmentierung der Aktivistinnen, Gruppen und Anliegen ausgegangen werden.

Die Kluft zwischen Bewegungsalltag und biografischen Notwendigkeiten zeigte sich bei vielen Aktivistinnen deutlich auf und dies machte sich besonders anhand der Fragen um Lebensplanung und Alltagsgestaltung fest. Im FFGZ Berlin kam dieser Bruch bereits in den späten 1970er Jahren zum Tragen, wie Aktivistin B4 erläutert. Sie beschreibt, dass die Wechsel in der Mitarbeiterinnengruppe in der ersten Zentrumszeit auch damit zusammenhängen, dass etliche Studentinnen im FFGZ aktiv waren:

»[...] vor allem Studentinnen und die waren irgendwann mit dem Studium fertig und dann ging es doch darum Geld zu verdienen irgendwie ... oder Lebensbedingungen ändern sich oder... sag ich mal, auch nicht ganz ohne waren... es gibt **Beziehungsaueinandersetzungen** und dann geht das nicht mehr in diesem Projekt zusammen. Also ich glaub, auch weil der **Anspruch** so hoch war! Auch, auch in diese Identität... ich könnte jetzt zugespitzt sagen ›Du musst so sein wie ich, nur dann kann ich Dich an meiner Seite halten. Wenn Du anders bist, dann fühle ich mich infrage gestellt. Dann bringt das auch so 'ne Störung in unser **Widerstandssystem** sozusagen und dann geht das nicht mehr.« B4 01:26:50-7

So muss der Tendenz Rechnung getragen werden, dass einzelnen Aktivistinnen keine dauerhafte Lebensperspektive in Verbindung zum Engagement im Zentrum möglich war (vgl. auch A1 (2) 01:31:16-2). Dies wirkte auf die Zeit der späten 1970er und frühen 1980er Jahre in der Gruppe ein:

»Und ich finde natürlich, ist 'nen wichtiger Punkt das Geld, das ist einfach wahr! Wenn man kein Geld verdient, dann macht man das 'ne Weile und irgendwann ist dann doch das mit Geld verdienen wichtig. ... Also ich glaub, das hat also wirklich mit ›Studium zuende‹, ›Beziehungsende‹ oder vielleicht auch tatsächlich ›**neue** Interessen‹ [zu tun]« B4 01:27:15-3

Aktivistinnen, die sich aus einer Lebenssituation heraus aus dem Engagement im Zentrum zurückzogen, bedeuteten jedoch jeweils Einschnitte in der Kontinuität der Arbeitsweise und im Fortbestehen des FFGZ Berlin.

»... ja, nich, also ich könnte auch sagen also von mir war letztendlich auch so... also, nich, ich wollte politisch auch **breiter** arbeiten, das war mir mit meiner Vorgeschichte wichtig. Aber ich wollte **natürlich** auch Geld verdienen. Nich, also als ich im FFGZ anfing, hab ich in 'nem Kinderladen noch gearbeitet, auch ganz wenig Geld verdient. Also es war irgendwie wund. Ich hatte immerhin 'nen Soziologiestudium hinter mir, [...] es war spannend das alles zu tun, aber irgendwo wollte ich auch diese Anerkennung für dieses Studium haben! Also mir ging es dann so, dass ich am Berlinkolleg [...] ohne

Lehrerausbildung [...] konnte ich da als Soziologielehrerin [arbeiten] ... also so konnte ich mich meinem eigenen Fach wieder 'nen Stück nähern... aber hab auch nicht richtig Geld verdient, weil das nur so wenig Stunden waren! [...] Ich glaube, das hat schon auch was mit Lebensübergangsphasen zu tun ... dass das so sein kann. Aber vielleicht entstehen auch Lebensübergangsphasen auch durch persönliche Krisen? [...] Aber wahr ist, wir waren damals alle verhältnismäßig jung. [A1] war eine der Älteren.« B4 01:29:02-8

Die Kluft zwischen politischen Ansprüchen der Kollektivität von Frauen gegenüber der Praxis und Praktikierbarkeit von Kollektivität führte im FFGZ zu großen Herausforderungen. In der Beratungsarbeit mit ratsuchenden Frauen war es ein Anliegen, durch Gruppenkurse und Gruppenberatung die Vereinzelung von Frauen zu überwinden und das Gefälle zu verkleinern, das zwischen ›wissender‹ Aktivistin und ›nicht-wissender‹ Frau, die in die Beratung kam, vorhanden war. Die Aktivistinnen beschreiben gleichsam die Notwendigkeit der Vertraulichkeit von Einzelberatung und die bestärkenden Effekte, die sich für die Beratenen ergeben konnten.

Auf der größeren Ebene der Zusammenarbeit miteinander im Projekt oder mit anderen frauenbewegten Aktivistinnen anderer Projekte wird verdeutlicht, inwiefern Kollektivität ein übergreifendes Problem darstellte. Aktivistinnen waren im FFGZ mit einer Gruppendynamik im eigenen Zentrum konfrontiert, die zu einer Vereinzelung führen konnte, sei es dadurch, dass der eigene Lebensunterhalt außerhalb des Zentrums bestritten werden musste und hierdurch die Lebensplanung entgegen aller Ansprüche an Kollektivität nicht genug durch die Gruppe aufgefangen wurde, sondern im Einzelnen aufgestellt werden musste. Die Solidarisierung von frauenbewegten Zentren untereinander wird auch als eher symbolische beschrieben, wodurch jedes Projekt in der Vereinzelung blieb und dort sowohl ›Tunnelblick‹ als auch die Eigenwirtschaft entwickelte, die beide nur bedingt durch Sammelforen in West-Berlin aufgefangen wurden.

»Und **das** hat mich rausgetrieben aus dem FFGZ. **Nicht** irgendwelche politischen Gründe. Ich fand die Truppe **toll**, ich fand also die Zusammenarbeit toll. Ich fand ... die ganze Struktur super. Also ... ich fand das alles sehr ... produktiv und konstruktiv dort. ... Wir haben uns **nicht** ... zerfleischt, sondern wir haben wirklich konstruktiv zusammengearbeitet, die Clio herausgegeben und ...also es war eigentlich eine tolle Arbeit. Trotzdem habe ich das ... ich glaube, wegen dieser ganzen Öffentlichkeitsarbeit nicht durchgehalten. Ich bin raus und habe dann ... in irgendwelchen Hilfsjobs noch als Immatrikulierte in Studi-Jobs dann mir so viel Geld zusammen gekriegt äh geklaubt, dass ich dann für fünf Wochen in Urlaub gegangen bin und danach mit mir selber und meiner Zukunft beschäftigt war, ne. [lacht] Ja.« C1 00:27:16-0

An dieser Stelle wird deutlich auf den Punkt gebracht, was in anderen Interviews eher angedeutet wird: die Notwendigkeit für die Aktivistinnen, sich außerhalb des Zentrums den Alltag zu sichern und für das eigene Wohlergehen zu sorgen, das mit dem Engagement in der Gruppe mitunter verschlissen wird. Angesichts der vielen Aufgaben, die für den Ablauf der alltäglichen Notwendigkeiten im Beratungsangebot, den regelmäßigen Sprechzeiten und der Öffentlichkeit anfielen, kamen interpersonelle oder individuelle Auseinandersetzungen hinzu, die reichlich Arbeit und Zeit von den Beteiligten einforderten. Empowerment von Frauen, die das FFGZ aufsuchten, stand im Mittelpunkt der

Herangehensweise. Die Aktivistinnen selbst erlebten die gemeinsame Arbeit im Zentrum auch als Empowerment, doch stießen an die Grenzen der Vereinbarkeit von Ansprüchen, Lebensnotwendigkeiten und Kraftreserven.

## 6.9 Profilbildung

Der bereits thematisierte eigene Anspruch an Radikalität im Denken und Handeln der FFGZ-Gruppe eckte zunächst an, wenn es um die Außenwahrnehmung der Gruppe jenseits der feministischen Öffentlichkeiten ging. Nach dem Bezug erster eigener Räumlichkeiten scheint es einen Schub der Radikalisierung hinsichtlich eigener Inhalte und Haltung gegeben zu haben, die aber gleichzeitig eine größere Ernsthaftigkeit auf den Plan treten ließ, mit welcher die Inhalte erarbeitet wurden. Die Vehemenz, mit der auch in der Retrospektivschilderung der Aktivistinnen die Abgrenzung gegenüber Ärzteschaften von einst artikuliert wird, verdeutlicht den Graben, der sich zwischen den Positionen ›Ärzterschaft/allgemeine Gesundheitsversorgung‹ und ›Frauengesundheitsbewegung‹ eröffnete. Die Grenzziehung unterstreicht die Linie von Kritik, entlang derer das ›Gegen-Verhalten‹ der Aktivistinnen ausgerichtet war. Doch dass die Frauengesundheitsbewegung der 1970er und 1980er Jahre trotz dieser Positionierung auf einer Seite eines Grabens keine einheitliche Verbindung darstellte, ist frappierend. Dem Phänomen der Uneinheitlichkeit und Uneinigkeit – trotz Stehens auf derselben Seite des Grabens zwischen frauenpolitischem Engagement und Ärzteschaften – wird im vorliegenden Kapitel nachgegangen. Beispielhaft wird aufgezeigt, welche Formen der Vergemeinschaftung im FFGZ anhand der Abgrenzung zu anderen feministischen Gruppen zu finden waren.

Darauf, dass es andere Initiativen der Frauengesundheitsbewegung und etliche Selbsthilfegruppen in West-Berlin gab, ist bereits verwiesen worden. Eine starke Abgrenzungslinie der FFGZ-Retrospektive verlief, wie bereits erwähnt, dabei auch zu Gruppen und Projekten, die prinzipiell in der gleichen politischen Ausrichtung innerhalb der West-Berliner Community aktiv und bekannt waren. Hier ist allen voran die Positionierung gegenüber den Mitwirkenden des Selbsthilfeladens ›Im 13. Mond‹ zu nennen, der ebenfalls aus den frauenbewegten Selbstuntersuchungsgruppen seit 1973/74 entstanden ist. Diese Abgrenzung zum Selbsthilfeladen ›Im 13. Mond‹ zeigte sich in den Interviews bei Aktivistinnen der Anfangszeit, aber auch der 1980er und 1990er Jahre. Die Skepsis und kritische Haltung gegenüber den ›anderen‹ Aktivistinnen des Selbsthilfeladens ›Im 13. Mond‹ artikuliert sich wiederkehrend als Unbehagen:

»Ja, aber irgendwas war da. Weshalb ich da nicht hingegangen bin. Irgendwas gefiel mir nicht daran.« C2(g) 00:30:16-9

»Die waren eine sehr exklusive und auch ausschließende Gemeinschaft. Also was man vom FFGZ nicht sagen kann. Wir waren ein bunter Haufen mit auch viel Verschiedenheit. Aber wir waren nicht exklusiv! Und ich finde, das waren die Frauen im 13. Mond schon.« C3(g) 00:30:32-5

Die beschriebene ›Andersartigkeit‹ dieses aus derselben Vorgeschichte entstandenen, in West-Berlin zum selben Themengebiet arbeitenden Selbsthilfeladens ist auffällig und wird von etlichen Aktivistinnen innerhalb der Interviews unterstrichen. Darin wird auf eine ›Andersartigkeit‹ verwiesen, wobei nur ansatzweise benannt wird, woran dies gelegen haben könnte oder worin diese sich genau begründete:

»Den ›13. Mond‹ war mehr zurückgezogen, noch radikaler, noch frauenbezogener. Das FFGZ war sehr offen. So eine, So offen! Wo man das Gefühl hatte, da hat man viele Möglichkeiten und man kann sich entfalten.« B1 00:13:35-6

In den 1970er Jahren waren die Kontakte zu gemeinsamen Veranstaltungen virulent:

»Ähm ... Ja, wir hatten schon, wir hatten zum Frauenhaus Verbindung, also- Ich wohnte zusammen mit der Gründerin vom ersten Frauenhaus, ja. Und/Halt zum ›Mond‹ hatten wir auch Kontakt, ja. [...] Nee, also auch auf... Oh Gott, das weiß ich jetzt gar nicht mehr so. Veranstaltungen zusammen gemacht haben.« A1(1) 00:27:12-0

Für die 1980er Jahre wird die Abgrenzungsbewegung zum ›13. Mond‹ bei den FFGZ-Aktivistinnen verstärkt benannt. Zugleich wird auf die Wahrnehmung und Deutung der Arbeit der *anderen* Einrichtung zurückgegriffen, bei der Argumentation der ›Verschiedenheit‹ beider Projekte:

»**Ja**, stimmt. Da, das, das lag mir gerade auf der Zunge, der ›Dreizehnte Mond‹, ja. **Ab und zu** mal. Aber die Frauen waren uns irgendwie ... [seufzt]. Meine Erinnerung an den ›Dreizehnten Mond‹ ist, ... dass die für meine Begriffe zu sehr mit sich selbst beschäftigt waren. ... [lacht] Die waren kompliziert. ... Die waren mir irgendwie nicht professionell genug. ... Die waren einfach zu sehr mit sich selbst da zugange. Und die waren ... ja, die waren auch eindeutig spiritueller orientiert. ... Ja. Mhm, ja. Das lässt der Na-, aber ich, die sind mir echt ... die **Namen** weiß ich zum Beispiel überhaupt nicht mehr. Keine Ahnung, wer da mitgemacht hat. Aber das, die waren auch sehr viel kleiner und ... ja. Für meine Begriffe waren die zu sehr mit sich selbst beschäftigt. Ich weiß gar nicht mehr: Die existieren ja auch nicht mehr.« C1 00:36:52-1

Hierin zeigt sich eine Auffälligkeit inmitten der sonst klaren Beschreibungen der Zeit, denn die Abgrenzung wird aufgezeigt, doch die inhaltliche Begründung bleibt zuweilen wenig konturiert.

»Ja, es ist sehr nebu-/nebulös. ... [der Selbsthilfeladen] War mir damals auch schon nebulös. [...] Nein, wir, wir sind ja **viel** mehr nach außen gegangen auch. Also ... wir haben ... **mehr** auch den Kontakt zu politischen Institutionen gesucht [...]« C1 00:37:48-8

Der Bereich der Auseinandersetzung zwischen dem FFGZ und anderen Gruppen der Frauenbewegung oder der Gesundheitsbewegung kann nicht ausreichend beleuchtet werden im Rahmen der vorliegenden Arbeit. Die Bezugnahme auf den Selbsthilfeladen ›Im 13. Mond‹ wird hier beispielhaft aufgegriffen, um zu illustrieren, inwieweit es Differenzen und Brüche zwischen lokalen Initiativen der Frauengesundheitsbewegung gab,

trotz zahlreicher Überschneidungen der Entstehungsgeschichte, im Inhalt und auch trotz Parallelen der Arbeitsweise.

Die Frage nach der Kohäsion des ›Wir‹ im FFGZ bleibt auch angesichts teilweise vager Abgrenzung zu den Aktivistinnen des ›13. Mond‹ hierbei bestehen, da das ›Wir‹ sich in den Erzählungen der Befragten neben den eigenen Verweisen auf die innere Heterogenität der FFGZ-Gruppe teils durch die Abgrenzung zu den ›Anderen‹ herstellt. Zusätzlich zu dieser Achse wird im Rahmen der Interviews auch ein ›Wir‹ rekonstruiert, im inhaltlichen Bezug der gemeinsamen Arbeitsweise. Im Folgenden soll näher beleuchtet werden, was den ›Wir‹-Bezug der späten 1970er und 1980er Jahre besonders ausmachte: das gemeinsame Arbeiten in der Gruppe mit hohem Anspruch an Basisdemokratie, Gemeinschaftlichkeit und intensiver Zusammenarbeit.

Nachdem bereits in den vorangegangenen Kapiteln auf die basisdemokratischen Ansprüche der Selbsthilfekreise der Neuen Frauenbewegung eingegangen wurde, muss dies im Rahmen des vorliegenden Unterkapitels nicht mehr eigenständig diskutiert werden. Stattdessen soll illustriert werden, wie diese Ansprüche im Arbeitsprinzip der FFGZ-Gruppe umgesetzt wurden. Denn die Ansprüche der Basisdemokratie und des gemeinsamen Tragens von Entscheidungsprozessen stellten besondere Anforderungen an das Miteinander und das gemeinsame Arbeiten als kollektives ›Wir‹. Im FFGZ Berlin wurde das gemeinsame Arbeiten im ›Wir‹ durch eine Arbeitsweise im Prinzip eines ›Alle machen alles‹ umgesetzt. Dies bedeutete ein zeitintensives Einarbeiten jeder neuen Mitstreiterin im Zentrum und kulminierte mitunter in Überforderung einzelner Aktivistinnen, wie im Rahmen des vorliegenden Unterkapitels gezeigt werden soll. Zunächst wird darauf eingegangen, dass es besondere Herausforderungen im Umgang mit gruppeninternen Hierarchien gab. Diese ergaben sich durch die Unübersichtlichkeit der Koordinierung aller durch alle und wurden erschwert durch die Diskrepanz zwischen Ideal und Machbarkeit.

»In meiner Zeit, sollte es **theoretisch** diese hierarchischen **Strukturen** gar nicht geben. Also da war ja ein großer Topf ... und jede Stimme hat **gezählt!** Natürlich ... wenn die Mehrheit so war, war es **so**. Und naja, gut, die Radikalfeministinnen **hatten** die Mehrheit. Da wurde dann schon für **gesorgt!** [lacht]« B3(g) 01:15:01-0

»Ich denke, dass da, auch wenn wir dachten wir sind alle gleich oder sowas... das waren ja alles **Ansprüche**. Das waren alles Theorien und Konzepte. Nach denen wir aber nun doch nicht mit unserem kleinen großen Ego **leben** konnten! Und das ...« C2(g) 01:15:19-6

»Das ist dann irgendwann **auseinander** gegangen, diese ... Theorien und die Ansprüche« B3(g) 01:15:24-7

Dieser Ausschnitt aus dem Gruppengespräch beinhaltet eine rückblickende Auseinandersetzung mit den Kräfteverhältnissen der frühen 1980er Jahre im Zentrum, in denen die Ansprüche an Radikalität von Theorie und Praxis kulminierten. Innerhalb der betrachteten Gruppenstruktur ist das ›Wir‹ dabei als gemeinsamer Bezugspunkt erhalten und wird gleichsam problematisiert. Gemeinsames wird insofern hochgehalten, als dass es im Sinne der Ansprüche war, die Arbeit aller Aktivistinnen einzubinden in die inten-

dierte Kollektivität, in der die Singularität überwunden werden sollte. Dies bedeutete ein Arbeitsprinzip, das die Aktivistinnen im Nachhinein als ›Alle machen alles‹-Grundsatz bezeichnen. Vorgehensweise, dass alle Aktivistinnen im Zentrum für alle Arbeitsbereiche und Tätigkeiten zuständig waren, kam auch daher, dass Entscheidungsprozesse ebenso von allen getragen werden sollten. Der Hintergrund lag im Ziel der praktizierten Basisdemokratie:

»Na, es ging hier immer um alles machen. Ja, es war halt eine Basisbewegung. Das sollte keine Unterscheidungen geben. Es gab auch gar nicht so, nicht zu der Zeit.« B1 00:19:04-2

Doch die Ausdeutung dessen, was es konkret bedeuten sollte, Singularitäten in Kollektivität zu überführen, konnte offenbar unterschiedlich ausfallen. Denn während in der einen Aussage auf basisdemokratische Partizipation verwiesen wird, konnte dies in der konkreten Umsetzung offenbar auch repressive Prozesse bei gruppeninterner Uneinigkeit bedingen. Angestrebte Hierarchiefreiheit außerparlamentarischer (links-)politischer Frauengruppen jener Zeit konnte – wie schon in Kapitel 4 mit den Verweisen auf die ›Tyrannei der Strukturlosigkeit‹ (vgl. Freeman 1971) dargelegt – auch Schlupflöcher für individualistische Umdeutungen ermöglichen und die Benennung von Rivalitäten erschweren. Denn wie sich in anderen Schilderungen zeigt, konnte die Intention ›keine Unterscheidungen‹ zu machen auch bedeuten, Rigorosität gegenüber Abweichung in der Gruppe zu zeigen:

»Damals, aufreißten aneinander. Aber jetzt denke ich so, genauso! Nur durch unsere **Unterschiedlichkeit** ging das ganze überhaupt **voran!** Aber damals wollte ich nur, dass wir alle **gleich** sind!« C2(g) 02:59:45-4

An dieser Stelle bleibt offen, nach welchen Kriterien ›Zugehörigkeit‹ und ›Gleichheit‹ definiert wurden, um dann die ›Abweichung‹ von Gleichheit festzustellen. Deutlich zeigt sich aber, dass es eine Reibungsfläche innerhalb der Gruppe gab, die angesichts der basisdemokratischen Ausrichtung zutage treten konnte. Zwischen Ansprüchen der Kollektivität, Gleichheit und Gleichwertigkeit auf der einen Seite und dem Durchsetzungswillen zu der ›richtigen‹ Richtung auf der anderen, klaffte die Auseinandersetzung mit den Mitstreiterinnen als potenzielle Konkurrentinnen:

»Alles anders machen zu wollen und Ideen darüber zu haben, aber dann... **hinterher zu hinken** mit unserer **Persönlichkeit**, mit unseren **Persönlichkeitsstrukturen**. Und das war damals noch nicht so wichtig, wir sind das ja gar nicht angegangen. Haben das bisschen versucht anzugehen mit Supervision. Irgendwas mit Achtsamkeit oder sowas, wie man das sonst heutzutage so angehen könnte, das war damals noch nicht so... wichtig. Es waren mehr so die **Ideale**, die Konzepte, ... ja, die **Ideen**, die uns voran getrieben haben... das **Umsetzen** davon, da klaffte es dann. Ja, da gerieten die Persönlichkeiten aneinander. Aber es wurde nicht unbedingt so thematisiert. In Ansätzen in der Supervision, aber nur **in Ansätzen**.« C2(g) 01:16:15-7

Der Kampf um die Sache – also Inhalte und Aktionsformen – beinhaltete Reibung und ein Ringen um die Richtungsgebung. Doch verwiesen die Aktivistinnen im Nachhinein darauf, dass die persönlichen Auseinandersetzungen zugunsten einer Lösungsorientierung der thematischen Ebene in den Hintergrund getreten seien:

»Es wurde ja sehr kontrovers diskutiert. Es wurde ja sehr viel gestritten. Es gab ja regelrechte Flügelkämpfe, würde ich sagen. Es geht ja. Die Idee hatten wir alle. Wie setzen wir jetzt um? Darum ging es immer. Wie wird das umgesetzt, wie machen wir das jetzt.« B1 00:14:27-5

In diesem Zusammenhang wird auch verstärkt auf die leidenschaftliche Bezugnahme der Aktivistinnen jener Zeit zum gemeinsamen Projekt FFGZ verwiesen, das den Beteiligten mit seinen vielen Themen und Aufgaben eine Herzenssache war:

»Einfach durch die Leidenschaft, in der unter den Frauen... alle wollten da arbeiten, alle wollten eigentlich auch so in diesem Diskussionsprozess sein. Und auch ihr Können, ihre Leidenschaft da reingeben... und das war aber dann... das gab viel Bewegung! Viel Bewegung... und,... ich war, ich gehörte halt zu dem Stamm, was versucht hat diesen ganzen Strömungen, die immer da waren... so... den Raum zu geben, dass wir einfach unsere Treffen hatten und unsere Schulungen, unsere Fortbildungen hatten und für uns als Kollektiv dann festgelegt hatten, wo soll's jetzt langgehen, welchen Themenschwerpunkt geben wir uns. Ja, und was ist so für uns wichtig und was ist, was kann auch... wer kann was machen? Wer kann mehr Öffentlichkeitsarbeit machen, wer kann mehr Kurse geben, wer kann mehr... so mit, was weiß ich, mit dem Senat verhandeln, und so weiter. Denn es ging immer auch darum, wo kriegen wir Geld her? Also da ging ganz viel Energie bei drauf, über die Finanzierung zu klären, Anträge zu schreiben, Klinken zu putzen und zu überzeugen. Ja, und dann auch Projekte, wir hatten immer Projekte, so wie einen großen feministischen Kongress zu organisieren, auch mit anderen Frauengesundheitszentren zusammenzugehen, zu hören, was machen die in... Nürnberg.« B3 00:17:53-2

An späterer Stelle der vorliegenden Arbeit wird angesichts von Wandlungsprozessen nochmals auf interne Prozesse des FFGZ eingegangen. An dieser Stelle ist lediglich der Blick auf die zentrale Achse der basisdemokratischen Ansprüche relevant, die von aktivistischer Seite betont und auch hinsichtlich ihrer inhärenten Problemstellungen beleuchtet wurde. In den frühen 1980er Jahren scheint es trotz aller Individualität eine relative Kohäsion innerhalb der Gruppe gegeben zu haben, die auch ausschlaggebend dafür war, dass die neuen Räumlichkeiten in Berlin-Kreuzberg bezogen und saniert wurden sowie dass das FFGZ sich am *AK Staatsknete* beteiligte. Aktivistin B3 ist bereits an anderer Stelle zitiert worden mit ihrem Verweis darauf, dass ab den 1980er Jahren die Profilierung einzelner Aktivistinnen Einzug gehalten habe. Dies wird auch von anderen Aktivistinnen artikuliert. Hiermit sei eine Veränderung der gruppenspezifischen Struktur einher gegangen. Die aktivistischen Beteiligten des aufgezeichneten Gruppengesprächs fokussieren dazu einen einsetzenden Prozess von Professionalisierung im FFGZ:

»Aber **Professionalisierung** ist das Schlüsselwort bei der Geschichte.« C3(g) 02:38:07-1

Hierunter kann die pointiertere Erarbeitung und Darlegung von Sachverhalten verstanden werden, aber auch veränderte Aktions- und Darstellungsformen der Arbeitsweise. Daher gilt es genauer zu betrachten, mit welchen Bezügen die Aktivistinnen das Schlagwort ›Professionalisierung‹ versehen. Eine Sequenz des Gruppengesprächs dazu beleuchtet und illustriert dies genauer. Dabei grenzen die sprechenden Aktivistinnen die Veränderungen ein, die sich in die Gruppendynamik im FFGZ gezogen haben. Anhand kleiner Schritte sei der Frage von Professionalität Bedeutung zugekommen und an späterer Stelle sei es zur Etablierung einer Hierarchie zwischen Aktivistinnen gekommen:

»Das ist ja kein... kein Ding was von **heut auf morgen** passiert. Ich erinnere mich daran, dass wir bei unseren Plenen ja nicht nur unsere organisatorischen Sachen gemacht haben, sondern auch inhaltliche, unter anderem die Artikel für die Clio besprochen haben. Und es gab einen, einen **wüsten Ausbruch** von [Name einer FFGZ-Aktivistin], die ihren Artikel dargestellt hat und die hielt ihren Artikel für absolut allererste **Sahne** [klappt mit Hand auf Knie] und wir **wagten** es ihn zu kritisieren. Ja? [zu B3] Kannst Dich erinnern?« C3(g) 02:38:43-5

»Ich kann's nicht erinnern, aber es kann [lacht] gewesen sein« B3(g) 02:38:44-7

»Und das hat sie umgehauen! Das hat sie so tief **getroffen** und verletzt, weil wir mit unserer Kritik ihre Fähigkeiten, ihre Professionalität angekratzt haben. Also vorher war das einfach Gruppe und wir haben das untereinander... ja, wir haben schon 'n bisschen an den Artikeln ... geändert, aber es nie jemand ... [atmet aus] **so persönlich** genommen. Aber an diesen Konflikt kann ich mich genau erinnern und das war auch ein Beginn... oder zumindestens der Anfang von [Name der Aktivistin] Ausstieg aus dem FFGZ! Sie **wollte ... wer sein** und sich selber darstellen! Und das ging in dieser Plattform ›Wir sind alles eins‹ **nicht** mehr. [...] Und so hat... haben dann eben... oder ich ging, bin nach Norwegen gegangen. Also es gab da Wege raus aus dieser total, der totalen Umklammerung von dieser **kollektiven Arbeitsweise**. Ich denke schon, das ist der Knackpunkt.« C3(g) 02:39:50-3

»Ich glaub auch, das ist 'nen wichtiger Punkt.« B3(g) 02:39:52-5

»Ja!« B2(g) 02:39:56-1

»Bis zu heute... wo es eben dieses **Triumvirat ›Vorstand‹** gibt und ...« C3(g) 02:40:02-2

»Und Chefinnen! ... ein Unding früher« B3(g) 02:40:04-3

»Und die angestellten **Frauen** ... viele Stufen **da drunter**. Das Gehirn ... und die Gliedmaßen!« C3(g) 02:40:14-7

Hier deutet sich an, inwieweit eine ›professionalisierte‹ Recherche innerhalb der Arbeit an der hauseigenen Zeitschrift ›Clio‹ dazu geführt haben könnte, dass inhaltlich-formelle

Kritik der Aktivistinnen untereinander oder an den Beiträgen der anderen auf der persönlichen Ebene als (unzumutbare) Kränkungen erschienen oder dass sich persönliche Konflikte zuspitzten. Demnach könnten die Ansprüche der Kollektivität an bis dahin unausgesprochene Grenzen der Gruppendynamik gestoßen sein. Das hauseigene gegenseitige Review-Verfahren der Zeitschrift, das anfangs verspielte Elemente zuließ und viele Freiheiten hatte, wurde im Laufe der Jahre offenbar stärker kriteriengeleitet geführt und formell als auch inhaltlich stringenter.

Eine weitere Darstellung der Situation in der Gruppe in den späten 1980er Jahren, die aber im selben Atemzug beschrieben wird, geht in die Richtung von Geltungsansprüchen einzelner Aktivistinnen, die eine Zentralstellung zumindest vorzubereiten schienen:

»Ich kann mich an eine Sitzung erinnern, da brachte [D1] die Idee, wir bräuchten eine Geschäftsführerin. Denk ich ›Was ist'n **das**?‹ Und jemand hat es für mich übersetzt: ›Das ist eine, die uns sagt, was wir machen müssen.« B2(g) 02:40:28-9

In ähnlicher Weise wird darüber hinaus der Umgang mit der allgemeinen Gruppenstruktur beschrieben, der die frühen 1990er Jahre hinsichtlich gemeinsamer Planungen prägte. Auch hier wird auf ›Professionalisierungstendenzen‹ verwiesen, allerdings hinsichtlich formalisierter Abläufe von Anwesenheitszeiten und deren Planung. Dabei adressiert Aktivistin B2 zu den frühen 1990er Jahren einen Bruch gegenüber dem Grundsatz von Basisdemokratie, Gleichwertigkeit und gegenseitiger Wertschätzung innerhalb der Gruppe:

»OK. ... Aber, da, als [E3] bei uns angefangen hatte, da war die [Name einer späteren FFGZ-Aktivistin] und wir haben die Urlaubsfrage gemacht, wir haben Urlaub im September schon gemacht, wann wir dann über Weihnachten schließen ... und dann kam die Frage ›Wie viel Urlaub dürfen die Praktikantinnen haben, wenn überhaupt?‹ Und das, das ging mir total quer runter. Ja? Dass die andere möchte und so, aber. Und dann hab ich gemerkt, ich hatte ja vorher erzählt, wie wir kollaborativ gearbeitet haben an Publikationen und ›Hier ich hab 'nen Artikel für Dich!‹ oder ›Gib mir mal den Absatz, das kann ich machen.‹ und ich hatte erzählt, wie wir Themen uns ausgesucht haben. ›Jetzt mal Mädchen, für die Mädchen was machen!‹ ›Ach, für die Lesben haben wir noch gar nix‹ ›OK‹ Und dann war... meinetwegen, für die **älteren** Frauen, Wechseljahre... da hab ich mir nen Buch in San Francisco besorgt, durchgelesen, einen [Kurs daraus gemacht] ... **ich** mit 32 Jahren... und mach das an der Volkshochschule Tiergarten, und das waren richtige Arbeiterfrauen und ich.« B2(g) 02:42:07-9

Zutrauen und Vertrauen innerhalb der Gruppe habe es sowohl politisch wie auch persönlich zuvor gegeben, doch diese hätten abgenommen, so lautet die Einschätzung der Aktivistin an dieser Stelle. Auf der Suche nach den Ursachen und frühen Anfängen dieser Prozesse, die unter ›Professionalisierungstendenzen‹ subsumiert werden, wird die Ausdifferenzierung inhaltlicher Schwerpunkte als Ausgangspunkt angeführt.

Im Kontrast zur inhaltlichen Professionalisierung der Arbeitsweise steht in der Schilderung die problematische Seite der ausgebliebenen monetären Anerkennung der eigenen Arbeitsweise. Diese taucht in aktivistischer Retrospektive als wiederkehrendes Motiv der erschwerten Bedingungen und als Grund des Rückzugs aus dem FFGZ auf:

»Ja. ... Und es ist/al-/also ich kann schon sagen: Mit der Zeit ist so eine, hat so eine Professionalisierung eingesetzt. Also ... dass zum Beispiel solche Themen wie Myome intensiver bearbeitet wurden oder Endometriose oder ... Schilddrüsenprobleme, Wechseljahre. Das waren so Themen, die sind mit der Zeit immer mehr dazugekommen, ne. Da ... die *Clio* ist professioneller geworden. ... Das kann man schon sagen. Das ursprüngliche Buch, was vom FFGZ mal hervorgegangen ist, ist ja das »Hexengeflüster«, ja. Aber das waren so die **ganz** kleinen Anfänge. Und dann ... äh ja. Später gab es eben Fördergelder mehr, ne, also vom Staat auch mehr Gelder. Stellen, die bezahlt worden sind. Bei uns gab es auch schon ABM-Stellen und das Geld wurde dann aber irgendwie anders **verteilt**, ne, dass alle so ein bisschen was abgekriegt haben. Aber die ... die Bezahlung war einfach total schlecht, wirklich total schlecht. Damit, damit konnte man nicht leben und nicht sterben. ... Das ist wirklich also ... ja. Das finde ich schon gut, dass sich das jetzt geändert hat dort. Also die kommen besser zurecht. Man muss sich ab und zu mal einen **Urlaub** leisten können, sonst geht das einfach nicht.« C1 00:35:17-5

Sowohl in Verbindung zu Konferenzen und Vortragssituationen wird eine inhaltliche Fundierung und Stringenz beschrieben als auch im Zuge der Arbeit an der zentrumseigenen Zeitschrift »*Clio*«. Konsens der Arbeitsweise war zu jenem Zeitpunkt das »Alle machen alles«-Prinzip, was bedeutet, dass mit steigender inhaltlicher Professionalisierung und Ausweitung als auch Vertiefung der Aktivitäten der Druck auf alle Mitwirkenden in jenen Jahren stieg. Inwieweit die im Leitbild der Zeit noch offiziell verankerte »Kollektivität« dadurch unterlaufen wurde, scheinen manche Aktivistinnen zu jener Zeit schrittweise, und andere erst im Nachhinein zu benennen, anhand von Details, die sie zu jener Zeit als klein abtaten:

»OK, jedenfalls, wir haben... das wurde auch mein Arbeitsbereich. Und [D1] hat Geld organisiert, wir wollten eine **Broschüre** machen. Und sie sagte, da gibt es einen Haken an der Geschichte, ich muss als Herausgeberin auftreten, aber ich kann Euch nennen als Autorinnen. [...] [gestikuliert Akzeptanz im Plenum damals, als »selbstverständlich machen wir das so«; S.B.]. Und dann kam das zu 'ner zweiten Auflage. Und dann merkte ich, wie [D1] und [D2] nie ins Plenum gebracht haben... »Wer kann Artikel dazu, wer überarbeitet das...« Auf einmal stand 'ne neue Auflage, die beiden als Autorinnen und keine Erwähnung von uns. Obwohl die Artikel drin waren und so weiter. Da gab's eine, also **ich** war **total** verletzt. Und die haben gesagt »Wieso«. OK, andere Geschichte. Aber, da hab ich auch gespürt, dass ein ... ja, dass es ein »OK, also ich bin zuständig für Wechseljahre« und »Ich bin die Myomen-Frau« und »Ich...« ne, und dann waren die alle »Diplom was weiß ich« und »Diplom was weiß ich« und... und ich glaub, für viele war das wichtig... wichtig, sich zu realisieren und zu sagen »Ich **bin** auch Diplom-Soziologie!« – Und ich **will** hier nicht nur als FFGZ-Frauen...« und das hatt ich nie vorher gesehen bei den... das waren zum großen Teil Medizinerinnen, die haben sich so reingebracht. [in die Runde – speziell zu C2] Du hast ja Soziologie gemacht und Du [zu B3] Sozialpädagogik und Du [C3] [Ausbildungstitel] [...] Das war alles ein... hatte ich verstanden ein [Sammelbecken] »Hier, ich kann es Dir erzählen, ich kann es Dir erklären...« B2(g) 02:44:07-6

Hier wird deutlich, welche Enttäuschung die Aktivistin in der Unterwanderung der Kollektivität durch Nicht-Anerkennung der Leistung anderer Aktivistinnen untereinander empfand. So konnte tendenziell die Sinnhaftigkeit kollektiver Leitbilder ausgehöhlt oder

ausgehebelt werden. Die Geringschätzung der brüskierten Aktivistin spricht Bände über eine Kehrtwende gemeinsamer Prozesshaftigkeit.

Die Empörung der ehemaligen Aktivistinnen, die sich in der retrospektiven Schilderung deutlich artikuliert, bündelt sowohl die individuell-persönlichen Enttäuschungen, mit denen die eigenen Phasen des Engagements im Zentrum verbunden gewesen zu sein scheinen, als auch die nicht akzeptierten Veränderungsprozesse in der Arbeitsweise des Zentrums, die sich offenbar gegen Ende des jeweiligen Engagements oder danach im FFGZ zeigten. Hierzu ist eine Sequenz aus dem aufgezeichneten Gruppengespräch erhellend – zwischen B2, B3, C2 und C3 – bei der die nachträglichen Einschätzungen zu allgemeiner öffentlicher Anerkennung durch Institutionen sowie über die Arbeitsweise mit finanziellen Mitteln aus öffentlicher Hand reflektiert wurden, für die sich das FFGZ zunehmend entschieden hatte in den 1980er Jahren. Mit dem ›Ja‹ zu öffentlichen Geldern ging auch eine Anerkennung durch staatliche Institutionen einher, was wiederum Legitimität des Zentrums und der Arbeit des FFGZ Berlin einbrachte. Im März 2014 erhielt das FFGZ Berlin den Berliner Frauenpreis, was mit Ehrungen und Festreden einherging, die im ›Roten Rathaus‹ am Alexanderplatz repräsentativ und öffentlichkeitswirksam begangen wurden. Dabei erfuhren die Bemühungen des FFGZ eine Würdigung, die sich auch Aktivistinnen aus früheren Phasen des Zentrums gewünscht hatten:

»Ja, die Hauptfinanzierung und das ist ja das Unglaubliche auch bei all den Auf's und Ab's und vielen Diskussionen, die wir hatten, dass das über diesen ganzen Zeitraum funktioniert! Wie viele andere Projekte sind deswegen gescheitert, weil sie keine Finanzierung bekommen. Und das war auch der Teil, der mich dann stolz gemacht hat bei der Verleihung von dem Frauenpreis [2014]. Dass wir ausgerechnet einen Preis vom Senat und in Verlängerung von der Gesundheitsbehörde kriegen, die uns ja mal vorgeworfen hat, was wir für eine... [lacht] ich finde jetzt die Worte nicht... Gruppierung sind, die die Frauen und ihre Gesundheit gefährden. Und dass wir 40 Jahre später für die Gefährdung belohnt werden. [schmunzelt]« C3(g) 01:39:58-7

Einerseits wird hier die Freude über die Errungenschaften offenbart, dass die Anfeindungen, die es einst gegen das FFGZ gab, sich gewandelt haben hin zu Anerkennung und Lob seitens staatlich verfasster Institutionen. Doch unmittelbar folgend wird auch das Zweischneidige der Professionalisierung thematisiert. Denn gegenseitiges Befremden der ehemaligen und zu jenem Zeitpunkt aktuell engagierten Aktivistinnen trat im Zuge der Preisverleihung zutage. Wenngleich dies nicht in den Vordergrund der Veranstaltung geriet, scheint es doch die Kommunikation hinter den Kulissen geprägt und belastet zu haben. In der Reflexion hierzu durch C3 und B3 deutete sich im Gruppengespräch<sup>49</sup> an, dass etliche ehemalige Aktivistinnen von einst gegenüber dem Auftreten des FFGZ im Rahmen der Preisverleihung irritiert waren und dass diejenigen Aktivistinnen, die das gegenwärtige FFGZ vertraten, mitunter ihrerseits auch Irritation gegenüber ehemaligen Aktivistinnen artikulierten. Dies führte offenbar zu Aversion zwischen Aktivist-

49 Am Gruppengespräch, das für die vorliegende Arbeit aufgezeichnet wurde, waren ausschließlich ehemalige Aktivistinnen des FFGZ anwesend und keine zu jenem Zeitpunkt Involvierten.

tinnen verschiedener Generationen. Aktivistin B3 resümierte hierzu ihre persönlichen Eindrücke im Gruppengespräch:

»Und auch ein Bruch in Richtung ›OK, die wollen die Anerkennung durch den Senat! Und für mich ist da, also was ich daraus gelernt habe in der Begegnung nochmal mit dem FFGZ ... ist das, dass über diese Anerkennung, da ist für mich so viel an der alten Lebendigkeit, die mal, die das FFGZ mal hatte... das ist abgestorben. Wir sind jetzt... ›Sei ruhig!‹ hat [Name einer zu jenem Zeitpunkt aktuell Aktiven im FFGZ] mir bei der Verleihung gesagt. ›Sei ruhig, wir wollen Gelder vom Senaat!‹ [schmunzelt]. Ja, dachte ich... alles klar! Ciao Baby. Aber... das war ehrlich gesagt 'ne schmerzhaft Erfahrung. Ehrlich!« B3(g) 01:41:59-8

Um Brüche wie diese zwischen den Generationen von Aktivistinnen nachvollziehen und einordnen zu können, ist ein konkreter Blick auf Abläufe notwendig, die Veränderungen im Zentrum kennzeichneten. Fragen nach politisch-inhaltlicher Kontinuität sowie Wandlungen des Zentrums begleiten die Betrachtung der vorliegenden Arbeit. Daher werden interne Prozesse konturiert, indem Phasen des Zentrums ansatzweise abgegrenzt und gegeneinander kontrastierend rekonstruiert werden. Gerade an dem wechselseitigen Befremden zwischen den Generationen von Aktivistinnen, das sich in den Schilderungen von B3 skizziert, lässt sich eine Veränderung aufzeigen, die neben Linien von thematischer Kontinuität die Jahrzehnte des Zentrums kennzeichnet. Vor diesem Hintergrund wird im folgenden Kapitel der Fokus auf die Jahre 1985 bis 1995 gesetzt, in denen sich Wandlungspunkte rekonstruieren ließen, aber auch thematisch-politische Stränge von Kontinuität.

